R

Anſchauungs- und Denklehre,

ein Handbuch

zu Vorleſungen.

Von

G. M. Klein,

Dr. und Profeſſor der Philoſophie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bamberg und Würzburg,

in den Göbhardtiſchen Buchhandlungen.

1818.

35 D

Logica, quae in abusu est; ad errores stabiliendos et figendos valet potius, quam ad inquisitionem veritatis, ut magis damnosa sit, quam utilis.

Franc. Baconis novum organum Scientiarum. Aphor. XIII.

Naturalis philosophia pro magna scientiarum matre haberi debet. Omnes enim artes et scientiae ab hac stirpe revulsae poliuntur fortasse, et in usum effinguntur, sed nil admodum crescunt.

Ibit. Aphor. XXIX.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Das gegenwärtige Handbuch iſt als eine Umarbeitung der im Jahre 1810 von demſelben Verfaſſer herausgegebenen Verſtandeslehre anzuſehen. Der Verfaſſer nahm ſie deswegen vor, weil, während einer Seits ſeine Ueberzeugung von der Gültigkeit der dort dargelegten Anſichten von den verſchiedenen Wirkungsweiſen des menſchlichen Geiſtes mit jedem Jahre ſich befeſtigte, anderer Seits ſeine Unzufriedenheit mit der Art der Darſtellung, mit der Anordnung und Erörterung der einzelnen Materien in eben dem Grade zunahm. Da er jedes Jahr über dieſelben Gegenſtände Vorleſungen zu halten hatte, ſo entſchloß er ſich, den Mängeln jenes Lehrbuchs durch eine gänzliche Umarbeitung in Anſehung ſeiner Form abzuhelfen.

Obgleich nun der Verfaſſer bei der erſten Darſtellung erklärte, daß er bereitwillig jeden Satz zurücknehmen werde, von deſſen Unhaltbarkeit man ihn aus zureichenden Gründen überzeugen würde, und den Wunſch äußerte, daß recht Viele aus gleicher Liebe zur Wiſſenſchaft ſeine Arbeit einer ſtrengen Prüfung unterwerfen möchten, ſo ward doch ſein Verlangen nicht nach ſeiner Erwartung befriedigt. Die in einigen Lit. Zeitungen enthaltenen Kritiken bewieſen zwar ſeiner Arbeit ihren Beifall, beſchränkteu ſich aber mit Umgehung des Beſondern größtentheils auf das Allgemeine. Der Verfaſſer benützte die in dieſer Beziehung gemachten Bemerkungen, ſoweit ſie ihn überzeugten, und er ergreift dieſe Gelegenheit, den ihm unbekannten HH. Verfaſſern für die Aufmerkſamkeit, welche ſie ſeiner Schrift widmeten, ſeinen Dank abzuſtatten.

Ein anderer philoſophiſcher Schriftſteller hat „die Verſtandeslehre" in einer beſondern Abhandlung: „über den Werth der Logik im Verhältniſſe zur Metaphyſik und Mathematik," nach mehrern Punkten einer Prüfung unterworfen, und ich geſtehe, daß ich keinem andern Manne lieber, als dieſem, für

eine gründliche Belehrung aufrichtigen Dank gewußt hätte, indem ehedem ſein Unterricht auf die Anregung meiner philoſophiſchen Studien wohlthätig gewirkt hat. Allein ſeine Grundanſichten von der Philoſophie überhaupt und der Logik insbeſondere ſind von den meinigen ſo ganz und gar verſchieden, daß eine nach den ſeinigen vorgenommene Würdigung der Verſtandeslehre für meine Belehrung ohne allen Nutzen geweſen iſt; was er umſtändlich darüber vorgebracht, hatte ich alles ſchon vor 20 Jahren von ihm gehört, und noch gegenwärtig im Gedächtniſſe; und gerade jene Meinungen und Beſtimmungen ſind es, von deren Gültigkeit ich zu keiner Zeit mich hatte überzeugen können, und von denen die in meiner Schrift dargeſtellten gar ſehr verſchieden ſind. In der Vorausſetzung jedoch, daß der Hr. Verfaſſer der Kritik aus reinem Intereſſe an der Wiſſenſchaft der Prüfung ſich unterzogen habe, ſtatte ich ihm für ſeinen guten Willen den gebührenden Dank ab.

Die Anſichten, welche dieſer Schrift zu Grunde liegen, und vor 10 Jahren noch heftig angefochten wurden, haben gegenwärtig in Deutſchland ziemlich allgemein feſte Wurzeln geſchla-

gen, und es iſt bis jetzt noch keinem Gegner gelungen, ſie zu erſchüttern, geſchweige ihre innere Unhaltbarkeit darzuthun, vielmehr haben ſie ſich in dem Grade bewährt, als ihre Entwickelung an Umfange gewonnen hat; daß das Ideelle mit dem Reellen, das Denken mit dem Seyn weſentlich gleichartig, und die Logik keine von der Metaphyſik (im eigentiichen, nicht aber im gewöhnlichen Sinne) unabhängige und für ſich beſtehende Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr nur der allgemeinſte Ausdruck von dieſer ſey, und daß daher die Bedeutung ihrer formellen Beſtimmungen ſich nach den reellen der Metaphyſik richten müſſe, wurde ſeitdem auch von andern Denkern auf eine noch unwiderlegte Weiſe dargethan. Die logiſchen Beſtimmungen empfangen ihr Leben und Wirken von den reellen Geſetzen des Seyns, und ohne dieſe ſind ſie willkührliche Gedankenſpiele, welche den Geiſt verwirren, oder eitel aufblähen. Die ſonſt häufig gehörte Behauptung, daß die formellen Denkregeln von einem größeren Umfange, als die metaphyſiſchen Ideen ſeyen, ſagt mit andern Worten auch ſoviel: daß die Denkformen auf Mehreres beziehbar ſeyen, als auf das im Univerſum reell Mögliche und Wirkliche, alſo auch

auf das an ſich Unmögliche, und daß daher nach dem logiſchen Denken Vieles für wahr müſſe gehalten werden, was doch nicht wahr ſeyn könne. Wenn aber das wäre, ſo müßte auch die Sophiſtik ein Theil der Logik ſeyn, was doch noch Keiner zu behaupten gewagt hat.

Die grundloſe Trennung und Entgegenſetzung der verſchiedenen Geiſtesäußerungen hat viel zu den Mißverſtändniſſen beigetragen, welche bisher über das Verhältniß der Logik zur Metaphyſik herrſchten. Wenn man die herkömmlichen Begriffe von den einzelnen Geiſteskräften mit einander vergleicht, ſo ſollte man glauben, im Geiſte herrſche nicht Einheit, ſondern Zwieſpalt, und was der einen Geiſtesäuſſerung für abſolute Wahrheit gelte, müſſe von einer andern eben ſo nothwendig für falſch erklärt werden. Daß die verſchiedenen Wirkungsweiſen des Geiſtes weſentlich übereinſtimmen, und alle das Gleichartige, blos in verſchiedenen Weiſen, offenbaren, wollte man eine lange Zeit hindurch nicht wahr ſeyn laſſen, und manchen will es noch nicht einleuchten. Dieſe Vorausſetzungen ſind es aber gerade, nach welchen dieſes Handbuch bearbeitet iſt.

Während Viele die Logik der Metaphyſik

entgegen, oder vielmehr über ſie ſetzten, haben Andere beide gar nicht von einander getrennt, und nach dem Beiſpiele der Alten als eine und dieſelbe Wiſſenſchaft unter dem Namen „Logik" dargeſtellt. Obgleich der Verfaſſer mit den letztern der Hauptſache nach einſtimmt, und dieſe Behandlungsweiſe als eine der Natur der Sache angemeſſene anerkennt, ſo beſtimmten ihn doch beſondere Rückſichten, ihrem Beiſpiele hier nicht zu folgen, und die Logik als eine beſondere Doktrin zu bearbeiten; eine der vorzüglichſten dabei war, Anfängern im Studium der Philoſophie verſtändlich zu ſeyn, und ſie gleich Anfangs auf eine leicht faßliche Art mit den Ideen vertraut zu machen, gemäß welchen nach des Verfaſſers Ueberzeugung alle Theile der Philoſophie müſſen vorgetragen werden. Eine mehrjährige Erfahrung hat ihm bewieſen, daß nach dieſer Anleitung die Zuhörer am leichteſten auf den beabſichtigten Weg geleitet, und für das Studium der Philoſophie gewonnen werden können. Die Gegenſtände ihres Nachdenkens ſind aus der ihnen wohl bekannten Lebensſphäre genommen, und es kömmt nur darauf an, ſie auf das Weſentliche in denſelben, auf das Geſetzmäßige im Wandelbaren, und auf die

Verbindung unter den einzelnen Theilen aufmerkſam zu machen.

Aus dieſen Gründen ſind auch hier die Anſchauungs- und Denklehre mit einander verbunden worden, weil Anſchauen und Denken ſich wechſelſeitig ergänzen, und das Verſtändniß des Einen das des Andern erleichtert. Beide gehören dem ideellen Theile der Philoſophie an, welchem die Deutung der verſchiedenen Wirkungsweiſen des menſchlichen Geiſtes, ſowohl als einzelner, als nach ihrem Zuſammenhange unter einander weſentlich obliegt; was aber im Syſtem des Ganzen nur nach ſeinen Grundbegriffen beſtimmt werden kann, bleibt dunkel und unverſtändlich, wenn man es nicht ſchon zuvor nach ſeiner Mannigfaltigkeit und Entfaltung kennen gelernt hat. Deswegen iſt es zweckwidrig, dem Anfänger in den philoſophiſchen Studien ſogleich die Wiſſenſchaft in einem ſyſtematiſchen oder dogmatiſchen Zuſammenhange vorzutragen, ehe er ihre einzelnen Theile kennen gelernt, und ihre Mangelhaftigkeit als einzelner, und daher das Bedürfniß ihrer Ergänzung unter einander eingeſehen hat. Bei der gegenwärtigen Schrift war es dem Verf. eine beſondere Angelegenheit, den Leſer immer fühlen zu laſſen, wie ein Theil

die andern zu ſeinem Verſtändniſſe fordere, und wie alle nur durch die Erkenntniß ihres innern Zuſammenhanges vollkommen verſtanden werden können. Der ſtreng ſyſtematiſche Zuſammenhang wurde deswegen der Deutlichkeit und Faßlichkeit des Vortrages aufgeopfert; erſt wenn die einzelnen Theile der Philoſophie auf ähnliche Weiſe verſtändlicht ſind, laſſen ſie ſich auch äußerlich in ein verbundenes Ganzes verſchmelzen; auf ihren innern Zuſammenhang wurde auch hier überall hingewieſen.

Ein anderer Zweck war, ſtäts daran zu erinnern, wie allem Erſcheinenden und Vergänglichen ein Ueberſinnliches und Bleibendes zu Grunde liege, und daß die wahre und einzig befriedigende Erkenntniß weder in der einen noch andern allein, ſondern nur in der Einheit beider beſtehe, doch ſo, daß die Erkenntniß des Ewigen der Schlüſſel des Zeitlichen ſey.

Darnach ließ ſich auch das Verhältniß des empiriſchen und rationalen Wiſſens, und insbeſondere der Werth und die Nothwendigkeit des erſtern genau würdigen, worüber noch immer verſchiedene Meinungen ſich geltend zu machen ſuchen. Man ſchwankt von einem Aeußerſten zum andern; bald ſoll die Empirie, bald die Speku-

lation, jede ausſchließend, genügen; daß aber beide einander bedürfen, und keine ohne die andere die menſchliche Wißbegierde befriedigen könne, und das Rechte auch hier in der Mitte liege, wird gewöhnlich erſt zuletzt eingeſehen, wenn man eine lange Zeit hindurch in einem Labyrinth von Irrthümern iſt herumgeführt worden. Die Empirie als ſolche liegt freilich außer dem Gebiethe des ſpekulativen Wiſſens, allein da dieſer die Deutung von jener zukommt, ſo kann ſie dieſelbe auch nicht entbehren.

Man ſieht daraus wohl, daß der Vrrf. in dieſer Schrift ſeiner ſchon vor mehrern Jahren öffentlich geäußerten Ueberzeugung über die darin behandelten Gegenſtände ganz treu geblieben iſt, daß er noch jetzt, wie ehedem, auf eine lediglich abſtracte und formelle Denklehre ſehr wenig Werth ſetze, und die logiſchen Formen in ſtäter Beziehung auf einen möglichen Inhalt nehme. Alle Denkgeſetze drücken das Allgemeine von einem wirklichen Beſondern aus, und können nur ſofern verſtanden werden, als man die weſentliche Beziehung darauf einſieht; daher es auch gekommen iſt, daß die ſogenannten rein formellen Denklehren für das Erkennen und Beſtimmen der wirklichen Dinge ſo unfruchtbar

geblieben ſind, und ſtatt die Jugend für das Studium der Philoſophie zu gewinnen, und dazu anzuleiten, vielmehr ſie davon abſchreckten, und ihre Erwartungen unbefriedigt ließen. Wenn es dagegen dem Verfaſſer gelungen iſt, nach dieſen Anſichten viele Jünglinge mehrere Jahre über zum Studium der Philoſophie vorzubereiten, und in ihnen eine beſondere Liebe dafür zu entzünden, welche bei mehrern viel verſprechende Blüten zeugte, ſo verdankt er dieſes großentheils der ſtäten Beziehung der ſubjectiven Wirkungsweiſen des Geiſtes auf die Objectenwelt. Denn der Geiſt will das Seiende, nicht das Erdichtete und willkürlich Gebildete erkennen, und bewußtlos liegt allem Philoſophiren das Streben zum Grunde, das Seiende zu begreifen, und zu deuten; daher das Verſtehen deſſen, was iſt, der letzte Zweck alles Philoſophirens als einer wiſſenſchaftlichen Bemühung iſt; was darüber hinausſtrebt, löſt ſich in einen leeren Dunſt auf.

Die vorliegende Darſtellung unterſcheidet ſich von der erſten in der Verſtandeslehre 1) durch eine weitere Ausführung der Materien, 2) durch eine zweckmäßigere Anordnung derſelben. Die Anſchauungslehre wurde beträchtlich

erweitert, und ihrem Inhalte nach mehr entwickelt, als es bei der erſten Bearbeitung geſchehen war. Wenn mancher Leſer dafür hält, es ſeyen nicht zum Zwecke gehörige Bemerkungen darin aufgenommen, ſo möge er hier, wie bei der Denklehre, ſich des oben Erwähnten erinnern, daß man die Leſer überall auf den Zuſammenhang aufmerkſam machen wollte, in welchem jedes Beſondere mit anderen und mit dem Ganzen überhaupt ſteht. In der Denklehre wurden die Begriffe auch genauer beſtimmt, und in eine engere Verbindung unter einander gebracht, ſo wie auch die Stellung einzelner Theile abgeändert. Eben ſo wurde die Dialectik in ſofern ganz umgearbeitet, als die ihr angehörigen Theile, von denen manche bei der frühern Darſtellung der allgemeinen Denklehre einverleibt waren, einander näher gerückt, enger verbunden, und ausführlicher erörtert wurden.

Obgleich übrigens der Verfaſſer ſich ſchmeichelt, daß ihm dieſe Bearbeitung in Beziehung auf den beabſichtigten Zweck nicht mißlungen ſey, und ſich Hoffnung macht, damit nicht weniger, als zeither mit der erſtern, nützen zu können, ſo iſt er doch nicht ſo eitel, zu glauben, weder, daß ſie, auch nach dem ihr zu

Grunde liegenden Plane, nicht noch vollkommener ſeyn könne, noch weniger, daß andere Lehrbücher für einen ähnlichen Zweck nicht eben ſo brauchbar und nützlich, oder noch in einem höheren Grade ſeyen; vielmehr hegt er längſt die Ueberzeugung, daß dieſelbe Abſicht durch verſchiedene Mittel zu erreichen ſey, und daß es bey dem Vortrage philoſophiſcher Lehren weniger auf das Lehrbuch, als auf den Geiſt und Vortrag des Lehrers ankomme; ſein lebendiges Wort vermag ungleich mehr zu wirken, als das Handbuch, welches ihm zum Leitfaden dient. Der Verf. iſt ſchon zufrieden, wenn Kenner ihm das Zeugniß nicht verſagen, daß er bei ſeiner Arbeit den rechten Zweck vor Augen gehabt, und auf dem rechten Wege zu erreichen geſucht habe.

Würzburg im October 1817.

Inhalts-Anzeige.

Einleitung.

Seite

I.
Von den urſprünglichen Beſchaffenheiten und Bedingungen der Erkenntniß überhaupt 1

II.
Allgemeine Bedingungen des Daſeins der Erſcheinungswelt 9

Erſte Abtheilung. Anſchauungslehre.

I.
Bedingungen der ſinnlichen Erkenntniß überhaupt, und Eintheilung derſelben 20

II.
Von der äußern und innern Sinnlichkeit 31

III.
Von der Einbildungskraft und Phantaſie . . 60

Zweite Abtheilung. Denklehre.

I.
Begriff und Eintheilung der Denklehre 80

II.
Grundgeſetze des Denkens 90

III.
Von den Begriffen 100

IV.
Von den Urtheilen.

a
Allgemeine Formen der Urtheile 114

b
Verhältniſſe der Urtheile nach ihrem möglichen Inhalte 126

V.

Von den Schlüſſen.

a

Begriff des Schließens 132

b

Unmittelbare und mittelbare kathegoriſche Schlüſſe 135

c

Hypothetiſche Schlüſſe 146

d

Disjuntive Schlüſſe 150

e

Von den zuſammengeſetzten und von den trügeriſchen Schlüſſen 154

Zweiter Abſchnitt der Denklehre.

Dialectik.

Begriff und Eintheilung derſelben 161

Erſte Abtheilung.

I.

Allgemeine Bedingungen zur Erforſchung des Wahren 162

II.

Begründung der empiriſchen Erkenntniſſe 167

III.

Begründung der rationalen Erkenntniſſe, und ihr Verhältniß zu den empiriſchen 181

IV.

Objective Gültigkeit der Begriffe und ihr Verhältniß zu den Anſchauungen 193

V.

Von der Verbindung mehrer Erkenntniſſe zur Einheit eines Ganzen und deſſen Darſtellung . 199

Zweite Abtheilung.

Von den Quellen der Irrthümer beim Erkennen 221

Einleitung.

I.
Von den urſprünglichen Beſchaffenheiten und Bedingungen der Erkenntniſſe überhaupt.

1.

Zu den vielen Beſtrebungen, welcher der menſchliche Geiſt fähig iſt, gehört auch das Forſchen nach wahren Erkenntniſſen; die Liebe zur Wahrheit iſt dem Menſchen ſo natürlich, wie die zur Tugend und Schönheit. Niemand mag wiſſentlich einem Irrthum anhängen, und jeder ſchätzt ſich um ſo vollkommener, je mehr er den Umfang ſeiner Erkenntniſſe erweitert hat.

Wir nennen eine Erkenntniß **wahr**, wenn wir durch dieſelbe der wirklichen Eigenſchaften des Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezieht, uns bewußt werden.

2.

Es giebt mancherlei Erkenntniſſe, die wir erwerben können, ſo vielerlei, als es überhaupt für uns erkennbare Dinge giebt. Man kann ſie daher auch benennen und eintheilen nach den Gegenſtänden, welche durch ſie erkennt werden,

2

z. B., Erkenntniſſe von Gott, der Natur und dem Menſchen, und jeder dieſer Gegenſtände umfaßt wieder Vieles, das ſich beſonders beſtimmen und erkennen läßt.

Man kann aber auch von der beſondern Beſchaffenheit der erkennbaren Gegenſtände abſehen, und ſie nach Eigenſchaften betrachten, welche ſie alle mit einander gemeinſam haben, dergleichen ſind z. B. 1) *die ſinnlich wahrnehmbaren*, und 2) *die nicht ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaften*. Betrachtet man die uns möglichen Erkenntniſſe in dieſer Rückſicht, ſo werden ſie eingetheilt in *ſinnliche*, *überſinnliche* und in ſolche, welche *ſinnlich und überſinnlich zugleich ſind*. — Das ſinnlich Wahrnehmbare an den Dingen nennt man überhaupt *Erſcheinung*, das Ueberſinnliche aber, *Ding an ſich* — Weſen.

3

Jeder Gegenſtand hat ſinnliche und überſinnliche Eigenſchaften, und beide verhalten ſich wie Erſcheinung und Weſen, wie Aeuſſeres und Inneres; ſie ſind von einander untrennbar, und weiſen wechſelweiſe auf einander hin.

Um einen Gegenſtand vollſtändig kennen zu lernen, muß man ihn nach ſeinen ſinnlichen und nicht-ſinnlichen Beſchaffenheiten erforſchen, und die Verbindung beider gewährt uns eine treue und genügende Kenntniß deſſelben.

4

Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, trennt man vorerſt die ſinnlichen und überſinnlichen Eigenſchaften der Dinge, und lernt ſie einzeln kennen, und, nachdem dieſes geſchehen, verbindet man ſie wieder zu ihrer wechſelſeitigen Ergänzung im Bewußtſein.

Die Erkenntniß der bloß ſinnlichen Beſchaffenheiten der Dinge heißt Sinnen- oder gemeine Erfahrungs-Kenntniß, die Erkenntniß der bloß überſinnlichen aber Vernunftkenntniß, und die Verbindung beider bildet die philoſophiſche Erfahrung.

5

Die gemeine Erfahrungskenntniß geht dem Vernunftwiſſen zwar nicht dem Range, wohl aber der Zeit nach voraus, weil wir das Innere und Weſentliche der Dinge nur mittelſt ſeiner Erſcheinung vorerſt erkennen können; obgleich das Erſcheinende ſeinem Daſein nach eine Wirkung des Weſens ſelbſt iſt, ſo iſt es doch die nächſte Erkenntnißquelle von dieſem, und man kann nicht zum An-ſich gelangen, bevor man ſeine Erſcheinungsweiſen erkannt hat. Jede Vernunftkenntniß gründet ſich alſo in dieſer obgleich nicht in jeder Beziehung auf Erfahrung.

6

Unter der Erſcheinung eines Dinges verſteht man ſeine ſinnlich wahrnehmbaren Eigen-

ſchaften, und unter Erſcheinungswelt den Inbegriff alles ſinnlich Wahrnehmbaren. Man theilt letztere ab in die Erſcheinungen der Natur, und in die der Menſchenwelt; unter jener verſteht man die geſammte Körperwelt, unter dieſer alles, was eine Wirkung des menſchlichen Geiſtes iſt, und den ganzen Umfang derſelben kann man Geſchichte im eigentlichen Sinne nennen, ſofern man darunter alles faßt, was der menſchliche Geiſt durch unwillkürliches und freies Handeln hervorgebracht hat, z. B. Sitten, Geſetze, Gewerbe, Künſte, Wiſſenſchaften, Religion und Staatsverfaſſung.

7

Alle unſere ſinnlichen und überſinnlichen Kenntniſſe können ſich daher nur entweder auf die Natur- oder Menſchenwelt beziehen, weil es außer dieſen keine andere für uns erkennbare Gegenſtände giebt. Selbſt Gott, als das von beiden unabhängige, in und durch ſich ſeiende Weſen kann von uns nur ſofern erkannt werden, als er ſich in der Natur und Menſchheit auf irgend eine Weiſe uns geoffenbart hat.

8

Bei der gegenwärtigen Unterſuchung iſt es weder auf beſtimmte ſinnliche, noch überſinnliche Erkenntniſſe abgeſehen, indem dieſes der Zweck beſonderer Wiſſenſchaften iſt, ſondern es ſollen bloß die allgemeinen und nothwendigen

Bedingungen aufgeſucht werden, unter denen die Erkenntniſſe beider Art möglich ſind. Wir haben es alſo nicht mit den erkennbaren Gegenſtänden ſelbſt zu thun, ſondern mit der im menſchlichen Geiſte liegenden Möglichkeit ihrer Erkenntniß; denn eine jede Kenntniß, ſinnliche oder überſinnliche, iſt ein Erzeugniß des Geiſtes, und hat alſo in ihm die Bedingungen ihrer Möglichkeit.

9

Nach §. 5 geht die ſinnliche Erkenntniß der Zeit nach der überſinnlichen voraus, vermittelt ſie, und beide beziehen ſich nicht auf verſchiedene Gegenſtände, ſondern nur auf verſchiedene Eigenſchaften derſelben, und gewähren daher nur vereinigt eine allſeitige und vollſtändige Erkenntniß.

Man nennt die dabei wirkſamen Kräfte Anſchauungs- und Denkkraft, oder Sinnlichkeit und Verſtand.

10

Jede Erkenntniß geht zwar im Geiſte vor, und wird durch ihn allein erzeugt: aber der Gegenſtand, auf welchen ſie ſich bezieht, iſt entweder außer dem Geiſte, von ihm unabhängig, z. B. die Natur nach allen ihren Theilen, die Geſchichte der Menſchheit, oder er gehört ihm ſelbſt an, und iſt in ihm, z. B. ſeine eigenen Geſetze, ſeine Denk- und Willensbeſchaffenheit, ſeine Gefühle und Empfindungen.

Die Kraft des Geiſtes nun, dieſe Gegenſtände nach ihren ſinnlichen Beſchaffenheiten zu erkennen, nennt man Anſchauungskraft. Allein dadurch wird die Erkenntniß derſelben nicht vollendet, es gehört dazu noch der Verſtand, welcher die Anſchauungen erſt zu einem deutlichen und beſtimmten Wiſſen erhebt. Um dieſes klar einzuſehen, bemerke man Folgendes:

11

An einem jeden erkennbaren Gegenſtande kann man unterſcheiden, *a*) die mannigfaltigen Theile und Eigenſchaften desſelben, *b*) die Verhältniſſe dieſer Theile zu einander, ſo wie zu andern Gegenſtänden, und die Art ihrer Vereinigung zu einem Ganzen.

Die Anſchauungskraft vermag bloß von den ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaften der Dinge ſich ein treues Bild zu machen; um aber zu erkennen die Verhältniſſe der ſinnlichen Merkmale untereinander, die ähnlichen und verſchiedenen, die weſentlichen und unweſentlichen, ſo wie ihren Zuſammenhang mit andern Gegenſtänden, die in ihnen oder in denen ſie Beſtimmungeu hervorbringen, dazu reicht das treue Auffaſſen nicht hin; es wird vielmehr dazu der nachdenkende und vergleichende Verſtand erfordert, welcher ſeinem Weſen nach geeignet iſt, nicht nur alle jene Beziehungen aufzufinden, ſondern auch die inneren überſinnlichen Eigen-

ſchaften der Dinge, die geſetzmäßig wirkenden Kräfte, die den Erſcheinungen zu Grunde liegenden Ideen, Begriffe und Zwecke zu erkennen.

12

Um alſo die im Geiſte vorhandenen Bedingungen der uns möglichen Erkenntniſſe aufzufinden, müſſen wir die Natur der Anſchauungs- und Denkkraft, der Sinnlichkeit und des Verſtandes unterſuchen, um ſie als ſolche und ihre verſchiedenen Wirkungsweiſen kennen zu lernen, weil alle beſondern Erkenntniſſe ihnen entſprechen müſſen. — Da das Anſchauen dem Denken vorausgeht, ſo muß auch die Lehre von der Sinnlichkeit der vom Verſtande voraus geſchickt werden.

13

Der Zweck dieſer Unterſuchung iſt, Wahrheit in unſere Erkenntniſſe zu bringen; ſie ſoll dadurch, daß ſie uns mit den Bedingungen, den Geſetzen des möglichen Wiſſens bekannt macht, uns zugleich Anleitung geben, unſere Anſchauungs- und Denkkraft lediglich zur Erzeugung wahrer Erkenntniſſe zu gebrauchen und den Weg vorzeichnen, wie wir gemäß derſelben ſie erreichen können. Denn wenn wir dieſe Geiſteskräfte kennen, ſo können wir auch wiſſen, was ſich durch ſie wiſſen läßt, und wie daſſelbe durch ſie erworben werden kann. Der nach einer gründlichen Erkenntniß der Dinge

forſchende Menſch darf ſich nicht gutem Glücke oder willkührlichen Verſuchen überlaſſen, ſondern er muß ſowohl ſein Ziel kennen als auch den Weg, auf dem er dahin gelangen, und den Gebrauch der Mittel, womit er es erreichen kann.

14

Da die gegenwärtige Unterſuchung die Möglichkeit einer vollſtändigen Erkenntniß der Erſcheinungswelt zum Gegenſtande hat, ſo wird es zum leichtern und gründlichern Verſtändniß derſelben viel beitragen, wenn wir ihr eine kurze Ueberſicht der allgemeinen Bedingungen, unter welchen die Erſcheinungswelt ſelbſt ſteht, vorausgehen laſſen.

Denn die Sinnlichkeit und der Verſtand ſollen letztere nicht anders erkennen, als ſie wirklich iſt, und dieſes iſt nur möglich, wenn die Bedingungen, nach welchen der Geiſt ſie erkennt, übereinſtimmen mit den Bedingungen, nach welchen ſie ſelbſt beſteht. Soll alſo Wahrheit in unſern Erkenntniſſen ſtatt finden können, ſo muß eine urſprüngliche Uebereinſtimmung daſeyn zwiſchen den erkennbaren Gegenſtänden, und den Erkenntnißkräften, ſie müſſen ſich wechſelſeitig entſprechen, d. h., die Erkenntnißkräfte müſſen von der Art ſeyn, daß ſie auch die Gegenſtände ſo wie ſie ſind erkennen können.

Die allgemeinen Formen und Eigenſchaften der Erſcheinungswelt, wenn gleich die Un-

terſuchung ihrer objectiven Gültigkeit einem andern Theile der Philoſophie angehört, laſſen ſich dennoch auch unabhängig von jener wiſſenſchaftlichen Erörterung ihrer Bedeutung nach für ſich verſtehen, und verbreiten in dieſer Beziehung viel Licht über die ſubjectiven Anſchauungs- und Denkformen.

II.

Allgemeine Bedingungen des Daſeins der Erſcheinungswelt.

15

Die unbeſtimmbare Vielheit der Erſcheinungen in der Natur- und Menſchenwelt (§. 6) iſt keine unverbundene Menge, ſondern es herrſcht im Einzelnen wie im Ganzen Regelmäßigkeit, wodurch Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit entſteht. Die Regel- oder Geſetzmäßigkeit macht das aus, was man auch die Form nennt.

Man kann daher an jeder einzelnen Erſcheinung, wie an der ganzen Erſcheinungswelt, den Inhalt, das Mannigfaltige und ſeine Verbindungsweiſe oder Form unterſcheiden, obgleich beide an einem Gegenſtande nie getrennt, ſondern innigſt verbunden ſind.

16

Die der Erſcheinungswelt zukommende Form oder Geſetzmäßigkeit iſt wieder doppelter Art, eine beſondere oder eine allgemeine; jene iſt die den einzelnen Gegenſtänden eigenthümliche, wodurch ſie gerade dieſe und keine andern ſind, und wodurch ſie ſich wechſelſeitig von einander unterſcheiden; dieſe iſt die allen Gegenſtänden ohngeachtet ihrer Verſchiedenheit untereinander wieder gemeinſame, wodurch ſie einander ähnlich ſind, und ein übereinſtimmendes nach denſelben Geſetzen gebildetes Ganze ausmachen.

17

Da nach §. 8. hier nur die allgemeinen Bedingungen alles wahren Wiſſens erforſcht werden, ſo ſollen auch nicht die den einzelnen Erſcheinungen eigenthümlichen Formen, ſondern bloß die allen gemeinſamen angegeben werden, weil dieſe gerade auch den allgemeinen Bedingungen der Erkenntniß aller Gegenſtände entſprechen. Die beſondern Erſcheinungen und ihre Formen ſind die Gegenſtände beſonderer Unterſuchungen und Wiſſenſchaften.

18

Die allgemeinen Formen der Erſcheinungen und ihrer Erkenntniſſe ſind die Bedingungen aller beſonderen Erſcheinungen und ihrer beſonderen Erkenntniſſe. Denn überhaupt iſt das All-

gemeine die Bedingung des Beſonderen; dieſes iſt jenem immer untergeordnet, und darf nichts in ſich begreifen, was nicht mit dem Allgemeinen in Uebereinſtimmung ſtehen könnte. Denn alles Beſondere iſt nur ein Theil eines höheren Ganzen; ein ſolcher kann es aber nur ſofern ſeyn, als es mit allen andern Theilen vereinbar iſt; es kann daher nicht ein Beſonderes und zugleich ein Theil eines höheren Ganzen ſeyn, ohne daß es ſich den Geſetzen unterwirft, nach denen das höhere Ganze nur beſtehen kann. Daher kann in der ganzen Erſcheinungswelt keine beſondere Erſcheinung ſeyn, welche den allgemeinen Formen des Ganzen widerſtreitet, ſo wie im Gebiete des Wiſſens keine einzelne Erkenntniß vorkommen kann, die nicht vereinbar wäre mit den allgemeinen Geſetzen alles Erkennens.

19

Die allgemeinen Formen der Erſcheinungswelt ſind zweifacher Art, *a*) ſolche, welche überhaupt die Möglichkeit ausdrücken, unter denen etwas eine Erſcheinung ſeyn kann; *b*) ſolche, welche die Art und Weiſe des Daſeins aller Erſcheinungen bezeichnen, ſowohl einzeln als in Verbindung unter einander. Zu der erſten Art gehören Raum und Zeit; zu der zweiten, Verſchiedenheit, Aehnlichkeit, Beharrlichkeit und Wechſel, Urſache und Wirkung, und Wechſelwirkung.

20

Alles Daſeiende ſteht unter den Formen des Raumes und der Zeit zugleich, weil alles Seiende Leiblichkeit und Beſeelung zumal iſt. Die Form des Leiblichen iſt der Raum, die der Beſeelung die Zeit.

Vermöge des Raumes ſind die Dinge ausgedehnt, haben Theile auſſen und neben einander, und ſchließen einander aus; jedes hat ſeinen Raum in ſich, und iſt von ihm untrennbar, es widerſteht dadurch dem Eindringen aller andern auf es, und der ihm eigenthümliche Raum kann ſo wenig als ſein Weſen vernichtet werden. Alle leiblichen Dinge können daher nur neben, und nicht in einander beſtehen, und bilden ein ausgedehntes neben einander befindliches Mannigfaltige. Der Raum iſt alſo die Bedingung der Entfernung von einander.

21

Wie der Raum ein Auſſer- und Nebeneinanderſein, ſo bezeichnet die Zeit eine Aufeinanderfolge der Zuſtände, welche gleichfalls eine allgemeine Eigenſchaft alles Erſcheinenden iſt. Alles Seiende iſt in einem ſtäten Fluſſe von Veränderungen begriffen, es giebt im Wechſel ſeiner Zuſtände keinen Stillſtand, und dieſer Wechſel von Zuſtänden erſcheint unter der Form der Zeit, oder vielmehr die Zeit und dieſer Wechſel ſind Eins. Denn unabhängig von wech-

ſelnden Zuſtänden der Dinge iſt die Zeit ſelbſt nichts. Die Veränderung der Zuſtände geht hervor aus der Beeſelung der Dinge, und iſt eine Wirkung ihrer Kräfteäußerung.

Raum und Zeit ſind, obgleich von einander verſchieden, doch allgemeine Eigenſchaften alles Seins in der Natur und Menſchenwelt.

22

Die rückſichtlich der beſonderen Art und Weiſe des Daſeins aller Erſcheinungen gültigen Formen ſind folgende:

Alle Erſcheinungen ſind als ſolche endlich, d. h. jede iſt nach ihrem Inhalte, ihren Kräften und Wirkungsweiſen begränzt, hat nur eine gewiſſe Summe von Eigenſchaften und viele andere nicht, die aber andern Dingen zukommen, und darauf beruht die Verſchiedenheit der unendlich mannigfaltigen Dinge; daher kommen die Ordnungen, Klaſſen, Gattungen, Arten und Individuen in der Welt, und es giebt kein Einzelweſen, das alle Eigenſchaften in ſich begreift, jedes iſt beſchränkt.

23

Alle Gegenſtände ſind ohngeachtet ihrer vielfachen Verſchiedenheit doch nicht ganz und gar verſchieden, oder in jeder Rückſicht einander entgegen geſetzt; ſie ſind ſich in anderer Beziehung auch wieder gleich, die Einen mehr, die Anderen weniger, ſo daß ſie zuſammen wieder ähn=

lich ſind, und ein Ganzes ausmachen. Daher kommt es, daß man die unendliche Vielheit der Dinge in der Welt nach Klaſſen und Arten ordnet, indem man die ähnlichen zuſammen ſtellt, und ſo kleinere und größere Ganze in Gedanken ſchafft.

24

Allem Wechſel der erſcheinenden Dinge liegt ein Unveränderliches zu Grunde, das nicht wechſelt, und an dem die Veränderungen vorgehen. Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern bloß ihre Zuſtände entſtehen und vergehen. Es würde ſich von einem Gegenſtande nicht einmal ſagen laſſen, daß er ſich verändere, wenn er nicht zugleich in anderer Beziehung unveränderlich wäre, er müßte ſonſt in jedem Augenblicke ein anderer ſeyn. Das Wechſelnde an den Dingen nennt man die Zuſtände, Accidenzen, das Beharrliche aber das Weſen, die Subſtanz. Beide verhalten ſich wie Aeußeres und Inneres, wie das Entfaltete und Unentfaltete; beide ſind alſo gar nicht weſentlich verſchieden, ſondern vielmehr übereinſtimmend; die Subſtanz gibt ihr Weſen kund in den Accidenzen, und dieſe ſind die Erſcheinungen der Subſtanz. Man hat dieſem gemäß die Subſtanz gewöhnlich beſtimmt als das, was durch ſich ſelbſt beſteht, ein Accidenz aber als das, was nicht durch ſich ſelbſt ſondern nur an einem Andern und durch ein Anderes ſeyn kann.

25

Keine Erſcheinung hat den Grund ihres zeitlichen Daſeins in ſich ſelbſt, ſondern in andern von ihr verſchiedenen Erſcheinungen. Die eine andere Erſcheinung bedingende nennt man die Urſache von jener, und die dadurch bedingte die Wirkung. Das Geſetz von Urſache und Wirkung, Kauſalitäts-Geſetz genennt, iſt ein allgemein gültiges, die ganze Erſcheinungswelt beherrſchendes. Nicht die Subſtanzen der Dinge ſondern ihre Accidenzen ſind Urſachen von einander, und Kauſalität bezeichnet ein Verhältniß von Zuſtänden, von denen die einen Urſachen, die andern Wirkungen heißen.

Wie man die Weſenheit den Zuſtänden vorausgehend denken muß, obgleich beide immer verbunden ſind, ſo muß auch die Urſache ihrer Wirkung vorausgeſetzt werden, ohngeachtet ihrer Untrennbarkeit; denn eine Urſache ohne Wirkung iſt keine Urſache, und eine Wirkung ohne Urſache keine Wirkung. Die Wirkung iſt daher gleichfalls nichts anders, als die erſcheinende Urſache ſelbſt, und in dem Momente, als eine Urſache anfängt Urſache zu ſeyn, erſcheint ſie auch als Wirkung.

26

Da bei allen Erſcheinungen bloß die Accidenzen, nicht die Subſtanzen Urſachen ihres Daſeins vorausſetzen, demnach nur jene in einer

urſachlichen Verknüpfung unter einander ſtehen; auf der andern Seite aber nach §. 24. die Accidenzen bloß die erſcheinenden Subſtanzen, und die Wirkungen die erſcheinenden Urſachen ſind, ſo ergiebt ſich daraus, 1) daß nur gleichartige Dinge auf einander wirken und in einander Beſtimmungen hervorbringen können, eben weil die Wirkung ihrer Beſchaffenheit nach mit der Urſache Eins iſt. Jede Urſache bringt nur eine ihr gleichartige Wirkung hervor, und jede Wirkung trägt das Gepräge ihrer Urſache an ſich; 2) Daß die Subſtanzen für ſich ſelbſt ohne eine fremde urſachliche Beihülfe ſich nicht entfalten, oder in ihren Accidenzen erſcheinen können, weil jede Erſcheinung eine Urſache vorausſetzt, z. B. kein Keim, keine Anlage entwickelt ſich durch ſich ohne eine Sollizitation von Auſſen, weder in der Natur- noch Menſchenwelt. Die Verkettung aller Dinge durch das Geſetz der Kauſalität iſt daher das Werkzeug, das Leben der Dinge in der Welt, welches eben die Entfaltung der Subſtanzen aller Dinge iſt, zu ſchaffen und zu erhalten.

27

Wie das Geſetz der Kauſalität, ſo iſt das der Wechſelwirkung unter allen gleichzeitigen Erſcheinungen allgemein. Keine Erſcheinung ſteht für ſich allein, ſondern jede wieder mit andern gleichzeitigen in wechſelweiſer Verbindung. Wech-

ſelwirkung bezeichnet die wechſelſeitige, urſachliche Verbindung der Dinge unter einander. In der Welt beſteht kein Einzelding getrennt von andern, ſondern alle ſind zuſammen verbunden, und unter den gleichzeitigen findet eine wechſelſeitige Verkettung ſtatt. Dieſe iſt der erſcheinende oder ſinnliche Ausdruck ihrer allgemeinen Einheit und weſentlichen Gleichartigkeit (§. 26). Daher iſt die Welt zu aller Zeit ein lebenvolles, in einander greifendes Ganzes, deſſen unendlich viele Theile wechſelweiſe Beſtimmungen in einander hervorbringen, und eben dadurch das erſcheinende allgemeine Leben hervorbringen.

Dieſe Wechſelwirkung iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als wenn jeder Gegenſtand mit allen gleichzeitigen unmittelbar in Verbindung ſey, ſondern ſie ſagt bloß, daß jeder mit andern überhaupt in einem ſolchen Verhältniſſe ſtehe; mit welchen und mit wie vielen? das hängt von ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeinen Verhältniſſen ab; z. B. je vollkommener ein Ding und je vielſeitiger es entwickelt iſt, deſto mehr kann es auf andere wirken, und deſto mehr können andere auf daſſelbe zurück wirken. Von dieſer Wechſelwirkung im Beſonderen iſt der menſchliche Leib ein treues Bild, und in ihm ſpiegelt ſich jenes allgemeine Geſetz ſehr anſchaulich ab. Auf ähnliche Art ſtehen Menſchen mit Menſchen, Staa-

ten mit Staaten, die Kräfte der Natur, die Weltkörper und die Geiſter unter einander in Gemeinſchaft.

28

Die Wechſelwirkung iſt der vollkommenſte Ausdruck von der Art des Daſeins aller Erſcheinungen, und begreift in ſich alle zeither erwähnten allgemeinen Formen der Sinnenwelt; woraus ſich ergiebt, daß keine der zeither erwähnten einzeln einem Gegenſtande zukomme, ſondern daß ſie ſich alle in dieſer vereinigen. Denn *a*) kann ſie nur da ſtatt finden, wo zugleich ſeyende Dinge ſind; *b*) müſſen es endliche, begränzte Dinge ſeyn, weil außer dem Unendlichen nichts mehr ſeyn kann, mit welchem es in einer Verbindung ſeyn könnte; *c*) müſſen es gleichartige ſeyn, weil nur ſolche aufeinander wirken; *d*) den aufeinander wirkenden muß zugleich ein ſubſtanzielles Seyn zukommen, ſonſt könnte von einem Seyn gar keine Rede ſeyn, es wäre lediglich ein ſtetiger Fluß von ſich ſelbſt vernichtenden Veränderungen; daß *e*) auch das Geſetz der Kauſalität darin begriffen ſey, bedarf keiner Erinnerung.

29

Alle zeither angeführten Formen der Erſcheinungswelt ſind die allgemeinen Bedingungen, unter denen ein jeder beſondere Gegenſtand ein Glied derſelben ſeyn, alſo überhaupt

da=ſeyn kann. Was daher in der Welt vom Geiſte erkannt werden ſoll, muß dieſen Formen gemäß erkannt werden; da dieſes aber auch nur ſofern möglich iſt, als die Erkenntnißformen des Geiſtes von der Art ſind, daß durch ſie die von ihnen unabhängigen Gegenſtände, ſo wie ſie ſind, erkannt werden können, oder daß die Geſetze des erkennenden Geiſtes mit denen, nach welchen die Dinge da=ſind, übereinſtimmen, ſo leuchtet ſchon jezt ein, daß die Erkenntnißformen eine weſentliche Aehnlichkeit mit den Formen des Seyns der Dinge haben und ſich wechſelweiſe beleuchten müſſen.

Erſte Abtheilung.

Anſchauungslehre.

I.
Bedingungen der ſinnlichen Erkenntniß überhaupt, und Eintheilung derſelben.

§. 30

Die größte Summe wirklicher Erſcheinungen hat ein von dem einzelnen Menſchen unabhängiges Daſein: wie gelangt er nun zur Erkenntniß derſelben? Dadurch, daß er das auſſer ihm Seiende in ſich nachbildet, und dadurch eine treue Vorſtellung davon ſchafft. Wie iſt aber denkbar, daß der Geiſt von ihm verſchiedene Dinge nach ihren eigenthümlichen Beſchaffenheiten vorſtellen könne? Es iſt eine Thatſache des unmittelbaren Bewußtſeins, daß er die Kraft dazu wirklich beſitze; die Möglichkeit davon aber läßt ſich auf folgende Weiſe denken.

31

Es giebt keine Kraft ohne ein Organ, auf und durch das ſie wirkt, und dieſes ihr unmittelbar angehörige Organ heißt ihr Leib. Die Kraft geht dem Weſen nach dem Leibe voraus, und dieſer iſt von ihr abhängig; aber durch ihn wirkt ſie auf Anderes, und empfängt wieder Einwirkungen. In dieſer Wechſelwirkung von Innen

nach Auſſen und umgekehrt beſteht das zeitliche Leben jedes Dinges.

32

Je vollkommener nun die Kraft oder Seele eines Dinges iſt, deſto vollkommener iſt auch ihr Leib; denn ſie bildet ihn nach ſich, er iſt ihre Wirkung und ihr Spiegel. Die Vollkommenheit einer Seele beſteht überhaupt in der Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungsweiſen; je mehr ſie die möglichen Wirkungsweiſen anderer Seelen oder Kräfte in ſich begreift, deſto vollkommener iſt ſie ſelbſt und ihr Leib, um ſo mehr kann ſie auf andere Dinge wirken, und von ihnen wieder Eindrücke empfangen, d. h. mit deſto mehreren Dingen kann ſie in Wechſelwirkung treten, und ihre Beſtimmungen in ſich aufnehmen. Denn nach dem Geſetze: daß jedes Ding nur mit dem ihm gleichartigen in Verbindung treten, daſſelbe beſtimmen, und von ihm beſtimmt werden könne, vermag auch jede Seele blos das in ſich aufzunehmen, wovon ſie in ſich die Möglichkeit enthält.

33

Die menſchliche Seele unterſcheidet ſich von allen andern Seelen der uns bekannten Geſchöpfe dadurch, daß ſie eine unendliche und eine ſelbſt-bewußte iſt; ſie begreift die Möglichkeit unendlich vieler Dinge in ſich, und kann ſich deſſen bewußt ſeyn, was ſie in ſich begreift.

Deßwegen iſt auch ihr Leib ein unendlich mannigfaltig beſtimmbares Werkzeug, er iſt das Gegenbild ſeiner Seele, und daher ſelbſt auch unendlich in ſeiner Beſonderheit; als der Inbegriff alles Irdiſchen kann die Seele durch ihn auf alles wirken, und er von Allem Beſtimmungen empfangen, und die Seele dieſelben erkennen.

Auf dieſe Weiſe läßt ſich die Möglichkeit begreifen, daß die Seele von den von ihr unabhängigen Dingen Vorſtellungen und Bilder ſchaffe, und durch dieſe jene erkenne. Man nennt ſie, ſofern ſie dieſer Wirkungsweiſe fähig iſt, Sinnlichkeit oder Anſchauungskraft, und die auf dieſe Art von ihr erzeugten Vorſtellungen — Anſchauungen.

34

Die Sinnlichkeit iſt alſo die Kraft des Geiſtes, Gegenſtände unmittelbar vorzuſtellen, ſich Bilder davon zu machen, oder ſie anzuſchauen. Der Menſch kann dadurch die ganze Welt, ſofern ſie auf ihn wirkt, ſich vorſtellen. Da nun alle Gegenſtände, von denen er in ſich die Möglichkeit begreift, d. h. deren Natur und Weſen auch in ihm begriffen iſt, auf ihn wirken können, ſo vermag er ſie auch alle zu erkennen, ſich ihrer bewußt zu werden, und das iſt es, was man ein Wahrnehmen derſelben nennt. Durch die Sinnlichkeit ſteht alſo der Menſch in Wechſelwirkung mit der Auſſenwelt.

35

Die Auſſenwelt kann nur durch den Körper auf die Seele, und dieſe durch den Körper auf jene wirken (§. 31). Die Seele nimmt alſo alle Erſcheinungen mittelſt ihres körperlichen Organismus wahr, d. h. gemäß den Affektionen, welche die Erſcheinungen in demſelben hervorbringen. Daher unterſcheiden wir wirkliche Dinge von Fantasmen dadurch, daß wir uns bewußt ſind, ob die Gegenwart einer Vorſtellung durch Affektionen des Leibes vermittelt ſey oder nicht. Die beſondere Beſchaffenheit der körperlichen Affektionen beſtimmt alſo auch die Art und Weiſe der Wahrnehmung ſelbſt. Vermöge der urſprünglichen Uebereinſtimmung der Seele und des Leibes (§. 31) entſpricht jeder Affektion im Leibe auch eine Wahrnehmung der Seele, und die einer Affektion entſprechende Wahrnehmung heißt eine Anſchauung.

36

Die Auſſenwelt iſt es nicht allein, welche durch ihre Affektionen des Leibes die Veranlaſſung zu Anſchauungen wird; auch der Geiſt begreift eine an Weſenheiten unendlich reiche Welt in ſich, welche ſich durch Beſtimmungen im Leibe unmittelbar dem Bewußtſein offenbart, und dadurch Anſchauungen veranlaßt. Man nennt den Inbegriff derſelben die innere Sinnlichkeit, um ſie von ihrer auf die Auſſenwelt

gerichteten Wirkungsweiſe zu unterſcheiden. Die Fülle des Geiſtes iſt nicht eine todte und ruhende Maſſe, ſondern vielmehr lauter Leben und Bewegung, deſſen Weſen im Wirken und Thätigſein beſteht, und dadurch gleichfalls Affektionen im Leibe erzeugt. Unter der innern Sinnlichkeit verſteht man alſo den unmittelbaren Erkenntnißgrund der dem Geiſte zukommenden Weſenheiten, ſofern ſie durch Affektionen im Leibe offenbar werden.

37

Das unmittelbare Werkzeug der Seele in ihrer Beziehung auf den Leib iſt das Nervenſyſtem, welches ſowohl die Einwirkung der Dinge auf die Seele, als die Rückwirkung dieſer auf den Leib und die Auſſenwelt vermittelt. Durch die Nerven wird es möglich, daß der Geiſt ſowohl die Außenwelt als auch ſeine eigene Zuſtände kennen lerne, und daß er ſeine Gedanken und Geſinnungen in der Sinnenwelt verwirkliche. Die Nerven verbreiten und verzweigen ſich durch alle Theile des Körpers, und ſtehen unter einander in engſter Verbindung; ſie dienen zu den mannigfaltigſten Verrichtungen, ſie bedingen nicht blos die Wechſelwirkung zwiſchen der Auſſenwelt und der Seele, ſondern auch die Gemeinſchaft unter allen Theilen des Körpers; es herrſcht unter ihnen die größte Wechſeldurchdringung.

Das Zentrum aller Nerven iſt das Gehirn, oder es iſt in demſelben, und alle Wahrnehmung der Dinge mittelſt der Nerven geht im Gehirn vor, welches ſchon daraus einleuchtet, daß durch die Unterbrechung des Zuſammenhangs eines Nerven mit dem Gehirn auch die Möglichkeit der Wahrnehmungen mittelſt jener Nerven aufgehoben iſt.

38

Alles ſinnliche Anſchauen iſt bedingt durch eine Affektion der Nerven, und durch das Bewußtſeyn um die Affektion; jede Anſchauung iſt die Einheit beider. Die von äußern Gegenſtänden erzeugte Affektion kündigt ſich an als Empfindung beſtimmter Art, weil alle Gegenſtände beſtimmt und individuell ſind. Das Bewußtſein um dieſelbe bezeichnet die Richtung der Seele darauf, um ſie ideel nachzubilden, und in ſich aufzunehmen. Die vom Geiſte ſelbſt in den Nerven hervorgebrachte Affektion unterſcheidet ſich von der erſtern, und man bezeichnet ſie deßwegen als Gefühl. Das Nervenſyſtem iſt alſo das eigentliche Organ aller Empfindungen und Gefühle.

Will man die Empfindungen und Gefühle von dem mit ihnen unmittelbar verbundenen Bewußtſein oder Wiſſen trennen, ſo muß man ſagen, jene verhalten ſich zu dieſem, wie der Ge-

genſtand zu ſeiner Vorſtellung, wie das Objective zum Subjectiven; denn die Empfindungen und Gefühle ſind das Wirkliche, der Gegenſtand in allem Anſchauen. Empfindung und Gefühl bezeichnen das Leidende, das Wiſſen um ſie aber das Thätige, und jede Anſchauung iſt die Einheit von Leiden und Thätigkeit, oder von Rezeptivität und Energie.

39

Die Nerven, ſofern ſie der Affektionen von der Auſſen- und Innenwelt fähig ſind, nennt man überhaupt Sinneswerkzeuge, und die Seele, ſofern ſie der Affektionen ſich bewußt wird, Sinnlichkeit. In beſonderer Bedeutung verſteht man unter Sinneswerkzeugen jene Nerven, welche für die Affektionen von äußeren Gegenſtänden empfänglich ſind, und die Sinnlichkeit, ſofern ſie die einem Sinneswerkzeug entſprechende Affektionen wahrnimmt, heißt Sinn. So wie es verſchiedene Sinnesorgane giebt, ſo auch verſchiedene Sinne; durch beide wird dem Geiſte zuerſt die Auſſenwelt aufgeſchloſſen, und in ſein Eigenthum umgeſchaffen. Denn beide entſprechen vermöge ihrer urſprünglichen Uebereinſtimmung nach nothwendigen Geſetzen der Welteinrichtung den verſchiedenen Beſchaffenheiten der ganzen Auſſenwelt; was die Formen und Beſchaffenheiten der Erſcheinungen an und für ſich oder objectiv ſind, das ſind die Sinne ſubjectiv, oder als Seelenthätigkeiten, und

ſind alſo fähig, die Beſchaffenheiten der Dinge treu und wahr nachzubilden.

40

Alle verſchiedenen Sinne, Empfindungen und Anſchauungen ſetzen ein gemeinſames Empfindungs- und Anſchauungsvermögen voraus, wie alle Nerven einen gemeinſamen Mittelpunkt im Gehirn haben; jenes geiſtige Zentrum iſt die Anſchauungskraft ſelbſt, welche ſich nach verſchiedenen Richtungen hin verzweigt, und auf verſchiedene Weiſe ſich wirkſam beweiſt. Das Anſchauen ſelbſt iſt jedesmal eine Wirkung jener Zentralanſchauungskraft, welche blos nach der Verſchiedenheit ihrer Thätigkeit als ein beſonderer Sinn bezeichnet wird, ſie iſt aber das Anſchauende in allen Anſchauungen. Jeder Sinn läßt ſich als eine beſondere Beſchränkung der allgemeinen Anſchauungskraft betrachten, um in einer beſondern Form die Affektionen wahrzunehmen.

Alle ſpezifiſche Sinnesarten ſind nur verſchiedene Wirkungsweiſen eines Gemeinſinnes und einer Anſchauungskraft. So viele beſondere Beſchaffenheiten der Dinge in der Auſſenwelt es gibt, durch eben ſo viele Sinnesarten offenbart ſich der Gemeinſinn, um das wahrzunehmen, was gemäß jenen Formen und Beſchaffenheiten daſein und die Sinneswerkzeuge affiziren kann.

41

Aus den zeitherigen Erörterungen leuchtet ein, daß wir die an ſich von uns verſchiedenen

Dinge nicht außer ſondern in uns anſchauen; denn die Sinnlichkeit ſchaut nicht die Dinge unmittelbar an, ſondern blos die in den Sinnesorganen erzeugten Zuſtände; und ſchafft dadurch den Gegenſtänden entſprechende Bilder und Vorſtellungen. Die Affektionen entſprechen den Gegenſtänden, welche ſie hervorgebracht (indem das Nervenſyſtem alle Qualitäten der Dinge repräſentirt, oder die Möglichkeit aller Dinge in ſich begreift) und die Anſchauungen den Affektionen. Die ſinnliche Erkenntniß der Dinge beſchränkt ſich alſo auf dieſe Bilder oder inneren Anſchauungen. Die Gewißheit, daß dieſen Vorſtellungen äußere Gegenſtände entſprechen, ſtammt erſt aus der Reflexion über die Anſchauungen, und gründet ſich auf ein Urtheil.

42

Das durch Empfindung und Gefühl bedingte Anſchauen iſt zwar eine Wirkung des Geiſtes, der zugleich frei iſt; allein auf dieſer Stufe wirkt er inſtinktartig wie ein Naturtrieb, und erſcheint mehr auf nothwendige als freie Weiſe thätig; das ſinnliche Anſchauen bezeichnet daher in dieſer Beziehung die äußerſte Gränze der geiſtigen Thätigkeit.

Allein die Anſchauungskraft iſt darauf nicht beſchränkt, ſie vermag ſich auch freier zu äußern, und mit Willkür Anſchauungen zu bilden. Wie

alle andere anfänglich noch unwillkürlich wirkſamen Geiſteskräfte ſtrebt auch ſie in ihrer Entwickelung der Freiheit entgegen, um das willkürlich zu vollbringen, was ſie urſprünglich nothwendig ſchafft. Die Bildung des menſchlichen Geiſtes beſteht zum Theil darin, daß er ſich allmählig von den Banden der Nothwendigkeit losreißt, der Freiheit das Uebergewicht verſchafft, und ſie endlich zum herrſchenden Geſetz in ſich erhebt.

43

Die zweite Stufe der Anſchauungskraft iſt daher jene, auf welcher ſie mit mehr oder weniger Willkür bildliche Vorſtellungen ſchafft, und dann nennt man ſie Einbildungskraft. Als ſolche äußert ſie ſich auf zweifache Weiſe; entweder wiederholt ſie im Bewußtſein blos die ſchon ehemals gehabten ſinnlichen Wahrnehmungen, und heißt wiederholende, zurückrufende — reproduktive — Einbildungskraft, oder ſie bildet aus den bereits gehabten neue Anſchauungen und wird ſchöpferiſch — produktiv genennt.

Bei beiden Wirkungen der Einbildungskraft ſind die Elemente des freien und nothwendigen Wirkens wohl unterſcheidbar, letzteres giebt ſich beſonders unter der Form der Ideen-Aſſoziation, und erſteres durch den Einfluß des Verſtandes auf die Wiederholung oder Schöpfung der Bilder zu erkennen.

44

Die dritte und höchſte Stufe der Entwickelung der Anſchauungskraft iſt diejenige, wo die Freiheit des Geiſtes das Uebergewicht hat, und ihre Bildungsweiſe in eine ſoviel möglich vollkommene Uebereinſtimmung mit den höheren Geſetzen und Wirkungsweiſen des Geiſtes getreten iſt. Man nennt ſie auf dieſer Stufe Fantaſie. Sie beweiſt ihre Thätigkeit vorzugsweiſe 1) in der Verſinnlichung der überſinnlichen Ideen der Vernunft, indem ſie den an ſich nicht ſinnlichen Ideen und Gedanken den Schein einer zeitlichen Wirklichkeit verleiht; 2) in der Anordnung und Verbindung der Anſchauungen und Gedanken überhaupt, indem ſie nach Geſetzen verfährt, welche nicht dem dialektiſchen und logiſchen Verſtande, ſondern den höheren Geiſteswirkungen angehören, und daher auch nicht nach logiſchen Regeln beurtheilbar ſind. Man erkennt ihre Wirkſamkeit in den Werken der ſchöpferiſchen Genie's, der Dichter und Künſtler überhaupt, deren Werken eine höhere Geſetzmäßigkeit zu Grunde liegt, als die des dialektiſchen Denkens iſt; jene verhält ſich zu dieſer wie die geometriſche Regelmäßigkeit in den Kriſtalliſationen zu der organiſchen Geſetzmäßigkeit im Pflanzen- Thier- und Menſchenreich.

45

Es laſſen ſich alſo nach der natürlichen Entwickelung der Anſchauungskraft drei verſchie-

dene Wirkungsweiſen derſelben unterſcheiden: 1) Die den Affectionen der Sinnesnerven entſprechende — die unwillkürlich thätige Anſchauungskraft — 2) die Wirkungsweiſe derſelben als Einbildungskraft, und 3) die als Fantaſie.

II.

Von der äußern und innern Sinnlichkeit.

46

Es laſſen ſich gemäß den Geſetzen der Entfaltung des Nervenſyſtems in den thieriſchen Körpern ſechs beſondere Sinneswerkzeuge und eben ſo viele Sinne unterſcheiden, durch welche die Seele mit der Auſſenwelt in Verbindung ſteht und letztere in ſich aufnimmt, nämlich: Gefühl, Geruch, Geſchmack, Geſicht, Gehör und Wärmeſinn. Wir betrachten dieſelben nun im Einzeln nach ihrer Eigenthümlichkeit und rückſichtlich der durch ſie möglichen ſinnlichen Erkenntniſſe.

47

Der unterſte unter den Sinnen iſt der Gefühl- und Betaſtungsſinn. Sein Organ ſind die weichen Theile des Organismus, oder vielmehr die durch die weichen Theile des Körpers verbreiteten Nerven. Durch ihn erkennt

man nur daſjenige an den Dingen, was unmittelbar eine Eigenſchaft der Materie als ſolcher iſt; durch ihn wird die Materie ganz als Materie empfunden, und Gewißheit über das wirkliche Daſein der Dinge erlangt; die höheren Eigenſchaften aber bleiben ihm noch verborgen.

Die durch ihn möglichen Erkenntniſſe ſind alſo die unmittelbaren Vorſtellungen von dem, was einen Widerſtand im Raume leiſtet, und von den Graden dieſes Widerſtandes; insbeſondere die Vorſtellungen des Weichen und Harten, des Feſten und Flüſſigen, des Glatten und Rauhen und überhaupt jene, welche ſich auf die Ausdehnung nach der Länge, Breite und Tiefe beziehen. Da man die Wirkung von Körpern auf Körper eine mechaniſche nennt, und der Gefühlſinn zur Wahrnehmung eine unmittelbare Berührung eines Gegenſtandes fordert, ſo kann die Thätigkeit desſelben auch eine mechaniſche genennt werden. Durch die Berührung der Oberfläche der Körper lernt man ihre Geſtalt kennen, und ohne dieſen Sinn würden wir uns von einer körperlichen Figur gar keine Vorſtellung machen können. Er iſt wie jede menſchliche Thätigkeit einer Vervollkommnung fähig, und bei den Blinden kann er die Stelle des Geſichts vertreten.

48

Der Gefühlſinn entſpricht der Geſtaltung — Kohäſion — der Dinge, und iſt deßwegen

der erſte und unterſte der Sinne. Wie die Natur die Schöpfung einzelner Dinge damit beginnt, daß ſie das vorher in einander Seiende und gleichſam chaotiſch Gemengte trennt, das Gleichartige zuſammenfügt und geſtaltet, ſo ſchafft ſie auch an den organiſchen Körpern zuerſt den Sinn, welcher das Kohärente, Vereinigte und die dadurch beſtimmten Eigenſchaften wahrnimmt. Er iſt ein eigentlich materieller Sinn, weil der unmittelbare Zuſammenhang ſeines Organs mit einer Materie zu einer Erkenntniß durch ihn erfordert wird, während die andern Sinne mehr durch ein beſonderes Medium die Beſchaffenheiten der Dinge erkennen.

Mit Unrecht trennt man den Betaſtungsſinn von dem des Gefühls, und führt ihn als einen eigenen Sinn auf; jener iſt blos die Krone von dieſem; was die Natur hier einzeln vertheilte, ſammelte und häufte ſie dort an einem Orte, wie ſie bei den Pflanzen die am Stengel nacheinander hervortretenden Blätter in der Krone auch in eine konzentriſche Stellung vereinigt. Als Betaſtungsſinn zeigt ſich das Gefühl an den Fingerſpitzen, Zehen und Lippen.

49

Der dem Gefühlſinn gewiſſermaſſen entgegengeſetzte Sinn iſt der des *Geruchs*. Wie jener dem Kohärenten und Feſten in der Natur, ſo entſpricht dieſer dem die Kohäſion Fliehenden,

dem ſich Ausdehnenden, Lüftigen. Sein Organ iſt die Naſe, oder vielmehr die über die innere Oberfläche der Naſe mit Nerven durchwebte Haut. Die dadurch wahrnehmbaren Beſchaffenheiten der Dinge ſind gänzlich verſchieden von den blos materiellen; man nennt ſie *elektriſche*, daher auch nur elektriſche oder inflammable Körper riechen. Der Geruch iſt deßwegen eine dynamiſche und nicht mechaniſche Einwirkung des riechbaren Körpers auf das Geruchorgan.

Es giebt nicht einen eigenen den riechbaren Körpern einwohnenden Riechſtoff, der in materiellen Theilen ausſtrömt und durch eine mechaniſche Berührung die Naſe reizt, ſondern der Geruch iſt die Wirkung einer beſonderen Kraftäußerung des riechbaren Körpers auf das Geruchorgan mittelſt der Luft. So wenig man ſagen kann, beim Gehör ſtrömten ſchallende Theilchen vom Körper aus, ſo wenig läßt ſich dieſes beim Geruche annehmen. Daher riechen manche Körper, ohne auszudünſten, z. B. geriebenes Kupfer, und manche andere riechbare Körper erleiden nicht die mindeſte wahrnehmbare Gewichtabnahme, wenn ſie auch viele Jahre eine ausgedehnte und ſtets erneuerte Atmoſphäre mit den durchdringenſten Gerüchen erfüllen.

50

So wie blos die elektriſchen Beſchaffenheiten der Körper gerochen werden, ſo iſt das

Riechen ſelbſt eine elektriſche durch die Luft vermittelte Erſcheinung. Die riechbaren Körper theilen ihre elektriſchen Zuſtände der ſie umgebenden Luft mit, und durch die Luft gelangen ſie zu dem Geruchorgan. Da nun zu jeder elektriſchen Erſcheinung entgegengeſetzt wirkende Kräfte gehören, ſo müſſen die elektriſchen Zuſtände der Naſe und der von ihr eingezogenen Luft verſchieden ſeyn, wenn ein Riechen erfolgen ſoll, und das Riechen dauert nur ſo lange, bis die verſchiedenen elektriſchen Zuſtände ſich ausgeglichen haben.

51

Durch das Riechen werden uns alſo ganz eigenthümliche Beſchaffenheiten und Wirkungsweiſen der Dinge bekannt, welche mit keinem andern Sinne zu erkennen ſind. Die Wahrnehmungen benennt man nach den Gegenſtänden, durch welche ſie bewirkt werden.

Durch den Geruch allein ohne Hülfe anderer Sinne, z. B. des Taſtens und Sehens, würden wir keine Vorſtellungen von äußern und von uns verſchiedenen Gegenſtänden bekommen, ſondern die Gerüche blos für innerliche körperliche Modifikationen halten, deren Urſachen uns unbekannt wären.

Die Gerüche üben als elektriſche Beſtimmungen einen ſtarken Einfluß auf uns aus; ſie erzeugen die Erſcheinungen der Sympathie und Antipathie, die ein förmliches Anziehen und

Abſtoßen ausdrücken; ſie verurſachen und heben Ohnmachten, und nach ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit ſtehen ſie auch in verſchiedenem Verhältniſſe zu unſerer geſammten Lebensthätigkeit; ſie erhöhen unſer phyſiſches Wohlſein, erzeugen einen erfreulichen Zuſtand, und laſſen uns das Nützliche und Schädliche ſchon von Ferne erkennen.

52

Durch den Geſchmackſinn werden die chemiſchen Beſchaffenheiten der Körper empfunden, weßwegen man auch ſagen kann, daß er der chemiſchen Wirkungsweiſe der Natur entſpreche. Sein Organ ſind die Nerven der Zunge und Mundhöhle, die an dieſen Theilen ſehr zahlreich und verdichtet ſind. Der ſchmeckbare Körper muß mit ihnen in eine unmittelbare Berührung gebracht werden, wirkt aber nicht mechaniſch durch Stoß und Druck, ſondern muß vorerſt durch die Verdauungsſäfte aufgelöst werden, damit die vorher im feſten Zuſtande des Körpers verbundenen Kräfte frei werden, und die Nerven affiziren können. Geſchieht dieſes nicht, oder ſind die Nerven in einem krankhaften Zuſtande, ſo ſchmeckt man entweder gar nicht, oder der Geſchmack wird verfälſcht. Bei gewiſſen Krankheiten entſteht auch Geſchmack ohne alle materielle Einwirkung auf die Organe.

Man lernt durch dieſen Sinn die chemiſchen Qualitäten der Körper oder vielmehr die Wirkungen der ihnen eingebornen Kräfte kennen,

und die wir auch nach den Gegenſtänden bezeichnen, welchen ſie zukommen.

53

Durch Uebung kann dieſer Sinn ſehr vervollkommnet werden; z. B. von Chemikern, Köchen und Liebhabern vielartiger ſchmackhaft zubereiteter Speiſen. Er dient nicht blos dazu, das Nützliche vom Schädlichen zu unterſcheiden durch die Reitze, welche die Speiſen ihm verurſachen, die den Appetit ſchärfen, und dadurch die Erhaltung des Körpers befördern, ſondern er trägt auch zur Erhöhung unſerer Lebensfreuden bei, und leitet an, die Befriedigung des Nahrungsbedürfniſſes auf eine menſchliche Weiſe zu befriedigen. Kein Thier beſitzt den Geſchmackſinn, wie überhaupt keinen Sinn, in dem Umfange wie der Menſch. Wie ſein Körper das Weſen aller andern Naturkörper in ſich vereinigt, ſo iſt ſein Geſchmackſinn fähig, auch die chemiſchen Wirkungen derſelben zu empfinden. Wie aber jeder Körper doch auch wieder beſonderer Art iſt, der zu ſeinem Beſtehen und Wohlſein eine eigenthümliche Nahrung erfordert, ſo wirkt auch eine Speiſe auf den Geſchmackſinn eines Menſchen anders als auf den andern, d. h. ſie behagt dem einen mehr als dem andern *).

*) Die künſtliche Zubereitung der Speiſen ſteht in einer engen Verbindung mit unſerm phyſiſchen Wohlſein. Der menſchliche Körper ſteht ſeiner Entwickelung nach höher als alle übrigen thieriſchen Kör-

54

Der Geſichtſinn entſpricht dem Lichte in der Natur, oder was das Licht im Weltall iſt, das iſt dieſer Sinn im Menſchen; jenes iſt die ſichtbar gewordene allgemeine Anſchauung der Natur, dieſer die Anſchauung derſelben in einem Einzelweſen. Wie das äußere Licht durch ſeinen Einfluß die Dinge aus ihrer dunkeln Verborgenheit und ihrem Ineinanderſein hervorruft, jedem ein abgeſondertes mit eigenthümlichen Reitzen ausgeſtattetes Daſein verleiht, ſo vermag erſt der Geſichtſinn die allen andern Sinnen mehr oder weniger nach ihren äußern Beſchaffenheiten verborgenen Gegenſtände deutlich zu unterſcheiden, und zu erkennen. Er iſt der eigentliche höhere Sinn für die Verſchiedenheit der Dinge in der

---

per; je mehr nun die zu ſeiner Nahrung nöthigen Speiſen ihm ſelbſt näher gebracht werden, deſto ſchneller wird er ſich dieſelben aneignen, und deſto wohlthätiger werden ſie für ihn ſeyn. —

Auch hat die Gottheit die mit dem Geſchmackſinn verbundenen Annehmlichkeiten nicht umſonſt ausgeſpendet; nur der Menſch iſt in einem hohen Grade, wie kein anderes Geſchöpf, für ſie empfänglich; ſie ſtehen alſo in einem engen Verhältniſſe mit ſeiner Natur, er ſoll ſie alſo auch menſchlicher Weiſe, mit Verſtand, Mäßigung und Berückſichtigung ihres Zweckes genießen, und ſo bei ihrem Genuſſe ſeine Menſchlichkeit kennbar machen. Daher die uralte und nie abgekommene Sitte aller gebildeten Völker beim gemeinſamen Mahle ſich zu erfreuen, Freundſchaften zu knüpfen und zu befeſtigen, wichtige Angelegenheiten zu berathen, und ſich zu ihrer Ausführung zu ermuthigen.

Natur, die er in einem viel größeren Umfange auffaßt, als jeder andere Sinn.

Das Organ dieſes Sinnes iſt das **Auge**, welches dem Lichte gleich gebildet, und mit ihm gleichartiger Beſchaffenheit iſt. Im Geſichtnerven iſt die volle Lichtentwickelung erreicht; das Licht des Sehenerven vereinigt ſich mit dem äußern Licht, und dadurch wird das in der Ferne liegende Objekt mit dem Nerven vereint, und das Sehen iſt gleichſam ein Berühren der Gegenſtände mittelſt des Lichtes. Die Verwandtſchaft dieſes Sinnes mit dem Lichte iſt auffallend; ſeine Beſtandtheile ſind der für das Licht ganz empfängliche Nerve, und das von dem äußern Lichte durchdringliche Medium, die durchſichtigen Flüſſigkeiten. Das Licht ſetzt ſich in dem ihm gleichartigen fort, und durchdringt daſſelbe. Dem Auge iſt auch eine eigene Lichtentwicklung verliehen, der daſſelbe umgebende Glanz, daher die Phosphoreszenz mancher Thieraugen, und das Leuchten im menſchlichen Auge bei einer mechaniſchen Einwirkung auf daſſelbe, ſo wie bei einer Verletzung.

55

Da das Geſicht bloß Lichtſinn iſt, ſo können von ihm auch nur das Licht und die vom Lichte erzeugten Farben wahrgenommen werden. Die beſtimmte Höhe, Breite und Dichtigkeit der Körper, die Ungleichheit ihrer Oberflächen,

ihre Feſtigkeit und Schwere ſowie ihre Entfernungen, deren Vorſtellungen man gewöhnlich mit den Bildern dieſes Sinnes verbindet, werden nicht durch ihn, ſondern auf andern Wegen erworben, und als bereits vorhandene Erfahrungen mit ſeinen Anſchauungen verbunden; ſie ſchließen ſich ſo ſchnell an dieſe an, daß wir ſie mit ihnen für einerlei halten.

Der Geſichtſinn wird zu den edleren Sinnen gerechnet, indem er eine unendlich reiche Quelle von Anſchauungen iſt, durch welche der Geiſt mit Kenntniſſen aller Art bereichert, im Gemüthe die zarteſten und edelſten Gefühle angeregt, und der Wille zu den beſten Geſinnungen und Thaten begeiſtert werden.

56

Das Geſicht als ein höherer Sinn entſpricht dem Geruche unter den niedern Sinnen; beide ſind unter den Sinnen, was die elektriſche Wirkſamkeit in der Naturwelt iſt. Wie letztere bei den ihr eigenthümlichen Erſcheinungen Licht entwickelt, ſo iſt das in der allgemeinen Natur verbreitete Licht ein fortgeſetzter elektriſcher Prozeß, welcher ſich in der ihm entſprechenden Sinneswahrnehmung blos auf beſondere Weiſe wiederholt. Der Geſichtſinn iſt der geſteigerte Geruchſinn, was auf dieſen noch dunkel und unſichtbar wirkt, hat ſich bei jenem zum vollen Lichte verklärt. Wie nur Inflammabilien riechbar ſind,

ſo begleitet jeden Verbrennungsprozeß eine Lichterſcheinung, wenn ſie auch vom äußeren zu lichtvollen Auge nicht immer wahrgenommen wird, und wie die Inflammabilien zum Geruche, ſo verhalten ſich die Lichterſcheinungen zum Geſichte.

57.

Der Gehörſinn entſpricht dem Schall und Ton in der Sinnenwelt, und hat die Beſtimmung, die geſammte Tonwelt anzuſchauen, oder er iſt nichts anders als das Anſchauende des Tons in der Natur. Sein Organ iſt das Ohr, die ſtarren Gehörknochen, deren ganze Struktur von der Beſchaffenheit iſt, daß ſie in Verbindung mit dem Sinnesnerv die mitgetheilten Töne in ſich wiedertönen laſſen.

Dieſer Sinn wird zu den höheren Sinnen gerechnet, weil er in einer ſehr innigen Verbindung mit der menſchlichen Bildung ſteht, und auf ſie einen größeren Einfluß ausübt, als jeder andere. Denn durch die Töne wird dem menſchlichen Geiſte ſowohl das Innere der Natur als ſeines eigenen Geſchlechtes aufgeſchloſſen, und die Kenntniſſe, welche er mittelſt dieſes Sinnes erlangt, ſind unendlich wichtiger und mannigfaltiger, als die er mittelſt der übrigen Sinne erlangen kann. Wie der Vogel durch Geſang die ihm einwohnende Kunſtſeele verkündet, ſo giebt der Menſch durch Geſang und Sprache die Regungen des Gefühls, die Ge-

danken des Verſtandes und Geſinnungen ſeines Willens zu erkennen. Die Sprache iſt das zweckmäßigſte Mittel, dem Menſchen ſowohl zum Selbſtbewußtſein ſeines eigenen Weſens zu verhelfen, als auch alle die im Zeitleben nöthigen Kenntniſſe beizubringen.

58

Daß das Gehör ein Sinn für das Ueberſinnliche und deßwegen mit der Vernunftbildung nahe verwandt ſey, ergiebt ſich auch aus Folgendem. Schall und Ton in der Natur ſind nicht eine Wirkung der blos mechaniſchen Schwingung ſchallender und tönender Körper, ſondern ſie ſind dynamiſche Erſcheinungen, wodurch die Körper ihr Innerſtes kund geben. Die Töne ſelbſt ſind nichts Körperliches, ſondern eine Wirkung der den Körpern einwohnenden Beſeelung, eine Kraftäußerung, welche ihre eigenthümlichen Geſetze hat, die ſich in der Aufeinanderfolge, der Höhe und Tiefe und in der Uebereinſtimmung der Töne offenbart. Es iſt daher auch nichts ſo ſehr geeignet, Seelenzuſtände auszudrücken, als Töne; durch ſie äußert der Menſch ſeine Leiden und Freuden und alle ſeine Gemüthsbewegungen, durch Geſang und Rede bewegt er das Innerſte und Tiefſte der menſchlichen Seele, und ſelbſt lebloſen Inſtrumenten weiß er Töne zu entlocken, die ſeine Gefühle verſtändlich ausdrücken. Dieſe Harmonie zwiſchen

ſeinen Seelenzuſtänden und dem Tonreiche über-haupt deutet unverkennbar auf die Gleichartigkeit ihres Weſens.

59

Der Gehörſinn iſt der geſteigerte Gefühlſinn; wie dieſer für das Feſte und Starre in materieller Beziehung geſchaffen iſt, ſo jener für die dem Starren einwohnende Beſeelung; wie das Gefühl das Aeußere der Materie wahrnimmt, ſo das Gehör das innere Weſen, das An-ſich derſelben; weß-wegen auch ſtarre und feſte, überhaupt kohärente Körper ſchallen. Wenn daher die Natur-lehre die beſondere Kraft der Körper, wodurch ſie kohäriren, ſich wechſelſeitig vereinigen, anziehen, geſtalten und wachſen, eine magnetiſche nennt, ſo läßt ſich auch ſagen, daß der Gehörſinn dem Magnetismus in der Natur entſpreche, weil durch ihn allein der durch Schall und Ton ſich offenbarende Magnetismus der Körper angeſchaut wird. Die magnetiſche Natur des Schalls giebt ſich auch zu erkennen in ihrem Streben nach Geſtaltung, indem wie Chladni hinlänglich dargethan, jedem Ton eine beſtimmte Geſtalt entſpricht; daher mag es auch kommen, daß der Ton vermöge ſeiner magnetiſchen Natur bei ſeiner Entſtehung und Fortleitung den Schein einer mechaniſchen Bewegung annimmt; denn die magnetiſche Kraft ſchafft die Körper, und wirkt allmählig durch ſucceſſives Aufnehmen und

Vereinigen des Einzelnen in die Einheit eines beſondern Ganzen.

60

Nur ſtarre und elaſtiſche, d. h. bei äußerer Ruhe innerlich bewegliche Körper ſind fähig, aus ſich ſelbſt zu ſchallen. Wird nun ein ſolcher Körper durch einen äußern mechaniſchen Anſtoß bewegt, ſo entſteht durch die hervorgebrachten Schwingungen ein Schall, welcher als der Ausdruck des Strebens, wieder in den Ruheſtand zurückzukehren, kann angeſehen werden, und in ſo fern wäre der Klang die Sehnſucht des in ſeinem Innern bewegten Körpers nach Ruhe, oder das Beſtreben das geſtörte Gleichgewicht ſeines Seins wieder herzuſtellen, und den Theilen die Einheit des Ganzen wieder zu verleihen. Auch hiedurch ſpricht ſich die magnetiſche Natur des Klanges aus, indem der Magnetismus eben dadurch ſich äußert, daß er den Einzelheiten die Einheit eines Ganzen zu verleihen ſucht.

61

Da nun alles an ſich Nichtſinnliche bei ſeinem Eintritt in die Sinnenwelt auch einen Leib annehmen muß, um zu beſtehen und zu wirken, ſo bedarf auch der Schall eines ſolchen, und dazu dienen ihm die elaſtiſchen Flüſſigkeiten, beſonders die Luft, durch welche er ſich dem Gehörorgan kund gibt, ſo wie er ſich auch nach den Geſetzen der Bewegung dieſes Elementes großentheils bei

ſeiner Verbreitung richten muß. Das Waſſer iſt nur Halbleiter; die verſchiedenen Flüſſigkeiten beſitzen auch verſchiedene Leitungsfähigkeiten für den Schall, und ihre Leitungsfähigkeit ſteht in geradem Verhältniſſe zu ihrer Elaſtizität; daher pflanzt ſich der Schall an heitern Wintertagen am leichteſten und in die größte Ferne fort.

62

Der Gehörſinn iſt ſeiner Richtung nach entgegen geſetzt dem des Geſichts; jener nimmt das Innerſte, dieſer das Aeußerſte der Dinge wahr; durch jenen wird die jedem Ding einwohnende Einheit, ſeine Beſeelung, durch dieſen ſeine entfaltete Mannigfaltigkeit (die verſchiedenen aus ſeinem Innern entwikelten und zu Tage geförderten Eigenſchaften) erkannt. Wie nun zur vollſtändigen Erkenntniß eines Dinges nebſt ſeiner Vielheit auch ſeine Einheit gehört, ſo ergänzen ſich Gehör- und Lichtſinn wechſelſeitig.

63

Der Wärmeſinn, entſprechend dem Chemismus in der Natur, iſt ein beſonderer von andern verſchiedener und ſelbſtſtändiger Sinn. Denn ſelbſtſtändig iſt der Sinn, welcher eigenthümlicher und beſonderer Zuſtände fähig iſt, die von keinem andern Sinne wahrgenommen werden können. Manche Naturlehrer ſchrieben die Wahrnehmungen des Wärmeſinnes theils dem Gefühl- theils dem Geſichtſinn zu, und

hielten ihn nur für eine Modifikation des einen und andern; wäre er dieſes, ſo wäre er auch kein ſelbſtſtändiger Sinn. Allein er zeigt ſich gerade als einen ſolchen, der von andern unabhängig iſt und von keinem verdrängt werden kann. Denn die Empfindung der innern Wärme iſt unabhängig von der äußerlich einwirkenden Wärme und Kälte, und der organiſche Körper hat ſeine eigenthümliche Temperatur. Es zeigt ſich dieſes ſchon im geſunden Zuſtande, noch mehr aber in jenen Krankheiten, in welchen die verlorne Wärme durch keine äußere erſetzt, ſo wie der innere Brand durch keine äußere Kälte gelindert werden kann, er iſt alſo ein ſelbſtſtändiger Sinn. Daß er vom Lichtſinn verſchieden ſey, läßt ſich ſchon daraus einſehen, daß das Licht in allen Theilen des Körpers Wärme erregen kann, blos nicht im Auge, welches doch ſeyn müßte, wenn Licht und Wärme Eins wären. Wohl aber läßt ſich ſagen, daß der Wärmeſinn die Einheit von Gefühl- und Lichtſinn ſey.

64

Das Organ dieſes Sinnes iſt die über den ganzen Körper verbreitete Haut, wodurch der Organismus am beſtimmteſten zuſammenhängt mit der allgemeinen Temperatur der Natur und deren wechſelnden Zuſtänden. „*Die Haut iſt das Auge für die Wärme*" ſagt Schelling. Daher

wird auch dieſelbe bei Menſchen und Thieren durch den Witterungswechſel ganz beſonders affizirt, ſo wie bei jenen Krankheiten, wo Wärme und Kälte abwechſelnd vorherrſchende Erſcheinungen ſind, z. B. bei Fiebern. Der Wärmeſinn zeigt ſich beſonders ſtark bei den Amphibien, deren giftige Säfte durch Wärme gekocht werden; daher ihre eigene Luſt ſich zu ſonnen; in der Nacht ſind die Schlangen ſtarr, und ihr häufiger Hautwechſel iſt wahrſcheinlich von dem Wechſel der Temperatur abhängig.

Durch die Wärme ſind die Dinge in einer engern Gemeinſchaft unter einander, und das eine empfindet das andere mittelſt der Wärme; daher ſtehen auch die Amphibien durch den Wärmeſinn in einer beſondern Gemeinſchaft mit den Witterungsveränderungen.

Da dieſer Sinn die Einheit des Gefühl- und Lichtſinnes, und inſofern dem Lichte verwandt iſt, ſo läßt ſich auch die Aehnlichkeit der Haut mit dem Auge daraus begreifen; denn nach der Beſchaffenheit der Iris des Auges richtet ſich auch die der Haut, z. B. blondes Haar und eine weiße Haut mit einem blauen Auge verbunden; die ſchwarze Haut des Negers und das ſchwarze Pigment im Auge — die beſondere Beſchaffenheit des Auges des Kakerlacken und die ganz weiße Farbe ſeiner Haut.

Der Wärmeſinn ſteht auch in einer ſehr engen Verbindung mit dem ſogenannten divi-

natoriſchen Sinn, von welchem ſpäter die Rede ſeyn wird; daher neuere Phyſiologen auch die Haut für das Organ des animaliſchen Magne- tismus erklärt haben.

65

Die zeither erörterten Sinne, wodurch die Verbindung der Auſſenwelt mit dem Geiſte vermittelt wird, ſind beſondere Wirkungsweiſen der ſich in allen wiederholenden einen Anſchau- ungskraft, ſie ſind Zweige eines Stammes und nur nach der beſondern Form, unter welcher die Auſſenwelt durch ſie erkennt wird, von einan- der verſchieden. Sie entſprechen den verſchie- denen Thätigkeitsformen in der Natur, und ihre Wahrnehmungen ſind Wiederholungen jener Thätigkeiten; das Gefühl iſt der Sinn für das einen Widerſtand Leiſtende, der Geruch für das Luftige und Elektriſche, der Geſchmack für das Flüſſige und Chemiſche, das Gehör für die Ton- das Geſicht für die Lichtwelt, und der Wärme- ſinn für die Temperatur der Wärme und Kälte, und den allgemeinen Zuſammenhang der Dinge.

Gefühl, Geruch und Geſchmack nennt man die materiellen, Geſicht, Wärmeſinn und Ge- hör die immateriellen Sinne, weil jene mehr den äußeren, dieſe den inneren Beſchaffenheiten der Dinge entſprechen; die erſtern drei heißen auch die niedern, und die letztern die höhe- ren Sinne, weil dieſe die Wiederholungen jener auf einer höheren Stufe der Entwickelung ſind,

mehr das Weſentliche als blos Erſcheinende der Dinge wahrnehmen, und in einer nähern Beziehung zur Bildung des Geiſtes als jene ſtehen.

66

Die Sinne entwickeln ſich in den Thieren nach dem Grade der Vollkommenheit ihrer Organiſationen, je mehr ſie die Natur anderer Dinge in ſich aufnehmen, deſto mehr ſchließt ſich ihnen auch das Weſen dieſer Dinge mittelſt der Sinne auf. Kein Thier aber beſitzt alle Sinne in der Vollkommenheit wie der Menſch, und keines kann ſie wie er gebrauchen; zwar wird er in der Schärfe der einzelnen Sinne von manchen Thieren übertroffen, aber eben durch die vorherrſchende Entwickelung eines Sinnes wird bei ſolchen Geſchlechtern das Gleichgewicht der Sinne aufgehoben. Was aber die menſchlichen Sinne weit über die thieriſchen erhebt, iſt ihre Verbindung mit dem Bewußtſein und dem Verſtande.

67

Gegen die Möglichkeit wahrer, mit den eigenthümlichen Beſchaffenheiten der erſcheinenden Gegenſtände übereinſtimmender Anſchauungen hat man zwar öfters mancherlei einzuwenden gewußt, indem man von dem Gegenſatze des Vorſtellens und Seins, der Seele und des Leibes ausgieng; allein dieſe Annahme iſt lediglich willkürlich und ohne alle genügende Gründe; viel-

mehr iſt die Ueberzeugung von der Richtigkeit jenes Gegenſatzes die Grundbedingung aller Gewißheit von der Gültigkeit unſers Wiſſens, mit welcher alle Wahrheit für den Menſchen ſteht und fällt. Wenn urſprünglich keine Uebereinſtimmung zwiſchen dem ſubjectiven Wiſſen und dem von ihm unabhängigen Sein ſtatt findet, ſo kann überall von keinem wahren Wiſſen und Erkennen die Rede ſeyn.

Die andern möglichen und oft vorgegebenen Sinnestäuſchungen fallen alle weg, wenn man ſie genauer unterſucht; die Sinne täuſchen nie, ſondern nur der urtheilende Verſtand kann irren, wie in der Dialektik gezeigt wird; vielmehr werden alle Dinge ſo angeſchaut, wie ſie nach ihren jedesmaligen äußern Verhältniſſen müſſen vorgeſtellt werden; der Gegenſtand in der Ferne kann uns nicht erſcheinen, wie in der Nähe. Daß wir endlich oft die Dinge anders denken müſſen, als wir ſie ſinnlich anſchauen, wenn wir ſie ſo wie ſie wirklich ſind erkennen wollen, beweiſt auch nichts gegen die Anſchauungskraft; denn die einzelnen Thätigkeiten des Geiſtes ergänzen, aber widerſtreiten ſich nicht; ſie unterſtützen und berichtigen ſich in der Vervollſtändigung der durch ſie möglichen Erkenntniſſe, und heben ſich nicht wechſelſeitig auf.

68

Die ſinnlichen Anſchauungen gehören zu den unbezweifelbar wahren Erkenntniſſen, weil

bei ihnen Vorgeſtelltes — Affektion — und Vorſtellung — Bewußtſein um die Affektion — untrennbar Eins ſind. Die Anſchauung iſt das treueſte Bild des Gegenſtandes ſelbſt, und beim Anſchauen werden beide gar nicht von einander unterſchieden, Angeſchautes und Anſchauung fallen ganz zuſammen, und der Sehende und Hörende unterſcheiden beim Sehen und Hören nicht das Geſehene und Gehörte vom Sehen und Hören, dieſes geſchieht erſt, wenn ſie ſich vom Anſchauen losreiſſen, über daſſelbe nachdenken, und die Gegenſtände von den Vorſtellungen in dem Denken, alſo willkürlich trennen. Wegen dieſer Vereinigung des Anſchauens und des Angeſchauten nennt man die Anſchauungen unmittelbare Erkenntniſſe.

69

Dieſe Unmittelbarkeit der Sinnesanſchauung iſt von hohem Werthe, und durch dieſelbe iſt ſie der Verunfterkenntniß ähnlich. Man weiß nur das gewiß, was man unmittelbar erkennt, weil alles an ſich wahre Wiſſen in der Einheit des Gegenſtandes mit deſſem Vorſtellen beſteht, welches nur beim unmittelbaren Erkennen möglich iſt. Bloß ſinnliche und intellektuelle Anſchauungen, oder Sinneswahrnehmungen und Vernunfterkenntniſſe gewähren daher eine feſte Ueberzeugung, und eine jede andere Art von Erkenntniſſen nur ſofern, als ſie darauf gegründet

iſt. Die ſinnliche Anſchauungskraft erkennt das erſcheinende Zeitliche eben ſo wahr, wie die Vernunft das An-ſich der Dinge, und da beide zum vollſtändigen Erkennen eines Dinges nothwendig ſind, ſo haben ſie auch einen hohen Werth. Die Sinnenerkenntniß iſt ſo wenig im Widerſpruche mit der vernünftigen, als das erſcheinende Einzelne mit dem Ganzen und dem Weſen der Dinge; beide Erkenntniſſe ergänzen und unterſtützen ſich, und keine macht die andere überflüßig.

70

Eine andere Eigenſchaft der Sinnesanſchauungen iſt ihre Nothwendigkeit, die Folge ihrer Unmittelbarkeit. Es ſteht nicht bei uns, mittelſt der Sinne die Dinge anders zu erkennen, als wir ſie wirklich anſchauen, ſondern es herrſcht Gebundenheit und Zwang dabei; nicht nach Willkür erkennen wir durch ſie die Dinge, es iſt vielmehr der in uns unwillkürlich thätige Geiſt, welcher anſchaut. Nicht anders verhält es ſich bei den höheren Erkenntniſſen, wo der Geiſt auf eine nothwendige Weiſe erkennt, und es nicht mehr von unſerer Freiheit abhängt zu bejahen oder zu verneinen. Anders iſt es bei der Reflexion über die Anſchauungen, wo wir unſere Gedanken nach Willkür bewegen und Vorſtellungen bilden können, die mit den Gegenſtänden nicht übereinſtimmen.

71.

Dieſelben Eigenſchaften der Unmittelbarkeit und Nothwendigkeit ſind auch gültig von den Anſchauungen der innern Sinnlichkeit. Nicht bloß die Auſſenwelt, wozu auch die Zuſtände des eigenen Leibes gehören, ſondern auch die an Weſenheiten unendlich reiche Welt des Geiſtes liefert den Stoff zu unmittelbaren Erkenntniſſen, deren Inbegriff die innere Anſchauungswelt genannt wird, um dieſe Anſchauungen von denen zu unterſcheiden, wozu Affektionen von Auſſen die Veranlaſſung geben. An ſich aber iſt es dieſelbe Erkenntnißthätigkeit, welche beide Arten von Anſchauungen ſchafft.

Der unendlich reiche Geiſt iſt weſentlich thätig, und offenbart die ihm eigenthümliche Fülle durch ſein Wirken auf die Senſibilität; das unmittelbare von dieſen Wirkungsweiſen untrennbare Bewußtſein erzeugt die innern Anſchauungen, welche nicht weniger mannigfaltig und verſchiedenartig ſind, als die auf die Auſſenwelt ſich beziehenden. Die Anſchauungskraft iſt daher der unmittelbare Erkenntnißgrund der Zuſtände oder Bewegungen des Geiſtes, wie ſie es in Anſehung aller äußern Erſcheinungen iſt.

72.

Ob von den beſondern Wirkungsweiſen des Geiſtes auch beſondere Nerven und welche angeregt werden, läßt ſich nicht mit Gewißheit be-

ſtimmen. Der allgemeine Ausdruck, unter welchem ſich jene im Bewußtſein unmittelbar ankündigen, iſt das *Gefühl*, welches für die Zuſtände des Geiſtes iſt, was die Empfindung für die äußern Gegenſtände.

Alle Gefühle haben wieder mit einander gemein, daß ſie mit Luſt oder Unluſt verbunden und Folgen eines erregten Zuſtandes im Innern ſind; der durchaus ruhende und gleichgültige Zuſtand wird nicht gefühlt. Luſt und Unluſt entſtehen, wenn die Zuſtände mit der Natur des Fühlenden übereinſtimmen, oder ihr widerſtreiten; da aber der freie Menſch auch ſeine angeborne Natur ſehr verändern und verbilden kann, ſo iſt es auch möglich, daß Luſt und Unluſt im umgekehrten Verhältniſſe zu dem urſprünglichen Weſen ſtehen.

73

Das Gefühl offenbart aber nicht blos Luſt und Unluſt, ſondern auch das, wodurch dieſe hervorgebracht werden, nämlich die urſprünglichen ſowohl als die dadurch bedingten Wirkungsweiſen oder Thätigkeitsformen des Geiſtes, welche entweder Ausdrücke des Erkennens oder des Wollens ſind. Daher werden mittels des Gefühls unmittelbar erkannt 1) die Triebe und Anforderungen des irdiſchen Begehrens; 2) die Gemüthszuſtände des reinen Wollens, der Liebe, Freundſchaft, Dankbarkeit und Andacht, und

3) die höheren Vernunftwahrheiten, welche das an ſich Wahre, Gute und Schöne zum Gegenſtande haben, ſofern ſie noch nicht zu Begriffen und Ideen erhoben ſind. Alle dieſe Zuſtände und Thätigkeiten des Geiſtes geben ſich in Gefühlen kund, wecken dadurch das Bewußtſein und die Anſchauungskraft, und werden dadurch Gegenſtände unmittelbarer Erkenntniſſe.

74

Die durch das Gefühl vermittelten Erkenntniſſe ſind von großer Bedeutung und hohem Werthe; durch ſie erkennen wir unmittelbar den Reichthum des Geiſtes, und empfangen das an ſich Gute, Wahre und Schöne ſo wie alles Urſprüngliche gleichſam aus der erſten Hand und noch unverfälſcht, und auf ſie gründen ſich alle fernern Entwickelungen derſelben mittelſt des Verſtandes; die Gefühle verleihen allen übrigen Erkenntniſſen und Geſinnungen Feſtigkeit und Wärme, und ergänzen wie die Anſchauungen überhaupt das einſeitige und abgezogene Verſtandeswiſſen. Da ferner alle Wirkungsweiſen des Geiſtes unter einander in Verbindung ſtehen, und das Gefühl die gemeinſame Form ihrer Erſcheinung iſt, ſo kommt es auch, daß das Gefühl alle Geiſtesthätigkeiten mehr oder weniger in Bewegung ſetzt, und wer auf das Gefühl wirkt, mittelbar oder unmittelbar auf den ganzen Geiſt wirke.

73

Wie die äußeren Sinne einer großen Bildſamkeit fähig ſind, ſo iſt es auch das Gefühlvermögen; es kann durch Uebung geſchärft und verfeinert, aber auch auf vielfache Weiſe geſchwächt, verdunkelt, und beinahe wirkungslos gemacht werden; z. B. dadurch, daß man ſeine Aufmerkſamkeit wenig darauf richtet und es unbeachtet läßt, zu viel Werth auf die Verſtandesbildung legt, und die Begrifferkenntniſſe für die einzig gültigen und wahren hält; eben ſo wird es abgeſtumpft durch blindes und verſtandloſes Nachbeten fremder Meinungen, durch ſclaviſches Nachahmen der Sitten und Denkweiſen Anderer, durch eine verkehrte und unſittliche Lebensweiſe, zuweilen auch durch zu großes Mißtrauen auf ſein Selbſt oder durch Mangel an Selbſtgefühl.

76

Man nennt öfters die äußern und innern Anſchauungen dunkel und verworren, aber mit Unrecht, an und für ſich ſind ſie es nicht, ſondern vielmehr beſtimmt und klar, wenn wir ſie nur unſerer ungetheilten Aufmerkſamkeit würdigen; ſie ſind es blos in Anſehung deſſen, was ihnen noch nicht zukommen kann, aber doch zur vollſtändigen Erkenntniß der Dinge, worauf ſie ſich beziehen, nothwendig iſt. Denn ſie geben uns nur die erſcheinenden Eigenſchaften der

Gegenſtände, und letztere blos als einzelne zu erkennen; zum befriedigenden Wiſſen gehört aber auch noch die Erkenntniß des Weſens oder der innern Einheit, und die Verbindung eines Gegenſtandes mit andern, oder aller erkennbaren Gegenſtände unter einander; ſo fern man alſo auf dieſe Beſtimmungen ſieht, die den Anſchauungen noch abgehen, können ſie dunkel und verworren genennt werden.

77

Die vollkommenſte Durchdringung der äuſſern und innern Anſchauungskraft zeigt ſich in dem Divinatoriſchen oder Allſinn, welcher nicht auf eine beſondere Art von Wahrnehmungen beſchränkt iſt, ſondern ſich als unmittelbare Erkenntnißkraft des allgemeinen Lebens der Dinge zu erkennen giebt. Ihm gehören jene Erkenntniſſe an, in welchen Nähe und Ferne, Gegenwärtiges und Zukünftiges vereinigt ſich offenbaren. Durch ihn iſt ſchon das Thier der unmittelbaren Empfindung der allgemeinen Zuſtände ſeines Lebens fähig; durch ihn hängt es zuſammen mit der Natur, iſt gleichſam ein Orakel der Natur, und empfindet das Kommende in der Gegenwart; z. B. die Witterung, die drohenden Gefahren, es ſorgt für künftige Bedürfniſſe, und bringt ſein vergangenes und gegenwärtiges Leben mit der Zukunft in eine zweckmäßige Verbindnng.

Beim Menſchen iſt ſeine Wirſamkeit noch größer und merkwürdiger; er wirkt zwar auch hier wie beim Thier inſtinktartig, aber vollkommener, er iſt bei ihm unmittelbare Erkenntnißquelle des Wahren, ohne Hülfe eines beſondern Sinnenorgans oder der Reflexion, er wirkt in die Zukunft und durchdringt Raum und Zeit; durch ihn empfängt der Menſch Ahnungen von ſeinen und andern Menſchen Zuſtänden, und das Vorgefühl künftiger Begebenheiten; in ihm ſind die Erſcheinungen der Sympathie und Antipathie gegründet; er zieht das Verwandte an, und ſtößt das Ungleichartige ab, er leitet ſicher in Gefahren und in jenen kritiſchen Lagen, wo ein augenblicklicher Entſchluß muß ergriffen werden, und durchaus keine Ueberlegung geſtattet iſt, er richtet über Schönheit und Harmonie, über Gutes und Schlechtes, und ſchaut das Treffende und Rechte ohne vorausgeſetzte Begriffe und Grundſätze; er iſt endlich das Wahrnehmungsvermögen der Somnambuliſten uud Hellſeher, und verwandelt das menſchliche Wiſſen in ein Schauen, welches das Erkennen im wachenden Zuſtande an Tiefe, Umfang und Klarheit weit übertrifft.

Eine zuweilen ganz neue Welt von Erſcheinungen ſchließt ſich dieſem Sinn auf; unbefangene und vorurtheilfreie Beobachter ſtaunen ſie zwar an, ohne ihre unmittelbaren Erfahrun-

gen zu läugnen; andere aber verwerfen ſie ſchlecht⸗hin, und ohne einen andern Grund, als weil ſie dieſelben nicht mit ihren vorgefaßten Mei⸗nungen vereinigen können.

78

Bei den Thieren wirkt dieſer Sinn inſtinkt⸗artig und bewußtlos, er iſt das An⸗ſich ihres Lebens, der bewußtlos thätige Verſtand, wel⸗cher alles verſtändig und zweckmäßig ſchafft und ordnet. Auch beim Menſchen wirkt er inſtinktar⸗tig, aber zugleich bewußt, und er ſchaut ſeinem unwillkürlichen Wirken zu; deßwegen kann man ihn auch einen divinatoriſchen Sinn nen⸗nen, ein wahrhaft gottähnliches Schauen, eine höhere Eingebung, von welcher der Menſch ſich nicht Rechenſchaft geben kann, von woher ſie ihm gekommen, und die er auch nicht nach Will⸗kür herbeirufen kann. Der Geiſt wirkt hier unmittelbar, anſchauend; es iſt ein Wahrneh⸗men im reinen Lichte des Geiſtes, ſo wie es ſich beim Menſchen äußern kann. Die Schran⸗ken der Individualität ſind gleichſam aufgehoben, und der Geiſt wirkt wie der der Gattung, ſo wie auch die ſpezielle Funktion der Nerven in manchen der oben erwähnten Zuſtände zu einer allgemeinen geſteigert iſt. Der Geiſt iſt ja ſei⸗nem Weſen nach nichts anders, als der Grund und Inbegriff alles Wahren, Guten und Schö⸗nen, er iſt weſentlich unendlich, und wirkt im

Menſchen theils willkürlich, theils unwillkürlich; nicht alle ſeine möglichen Aeußerungen gelangen willkürlich zum Bewußtſein, vielfach wirkt er unwillkürlich, und erkennet in ſofern unmittelbar, und deßwegen auch richtiger, weil gerade die Willkür der Grund der meiſten Irrthümer iſt

III.

Von der Einbildungskraft und Fantaſie.

79

Die zeither betrachtete Wirkungsweiſe der Anſchauungskraft iſt eine mehr nothwendige als freie, und beſteht blos in dem Auffaſſen oder Nachbilden der unwillkürlich vorhandenen Empfindungen und Gefühle; das Anſchauen, ob es gleich dem Geiſte angehört, iſt doch mehr gebunden als frei, und bezieht ſich nur auf einzelne vorübergehende Beſtimmungen und Zuſtände. Die Anſchauungen und die ihnen entſprechenden Gegenſtände verſchwinden; wären nun jene für alle Zeit verſchwunden, ſo wäre die ſinnliche Erkenntnißkraft immer nur auf augenblickliche wieder vorübergehende Eindrücke beſchränkt, und es wäre weder eine Unterſcheidung der mannigfaltigen Anſchauungen noch weniger eine beſtimmte Erkenntniß derſelben möglich. Allein ſo iſt es nicht. Der Geiſt bewahrt die Bilder ſinnlicher Gegenſtände in ſich

auf, oder vielmehr er vermag ſie wieder neu zu ſchaffen, ſo wie er ſie urſprünglich geſchaffen hatte, aber das Wiederſchaffen iſt ein mehr freies, wie dieſes ein mehr nothwendiges. Die willkürlich Bilder zeugende Anſchauungskraft heißt im Allgemeinen Einbildungskraft.

80

Jede Geisteswirkung iſt anfangs unwillkürlich, wenn gleich Freiheit dem Geiſte im Ganzen weſentlich iſt; dieſer iſt eine Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit, und beide ſcheinen um die Herrſchaft über ihn zu ſtreiten; aber alle Bildung geht dahin, von den Banden der Nothwendigkeit ihn zu befreien, und die Freiheit zum herrſchenden Prinzip zu machen. Je ungebildeter der Menſch iſt, deſto unwillkürlicher ſind alle ſeine Seelenäußerungen. Der Geiſt mit allen ſeinen möglichen Wirkungsweiſen — ſogenannten Kräften — iſt nicht ein jederzeit fertiges und willkürlich anwendbares Weſen, ſondern er ſteht unter dem allgemeinen Geſetze alles Daſeins, und entwickelt ſich allmählich. Deßwegen ſtrebt er in ſeiner Entfaltung der Freiheit entgegen, um fähig zu werden, mit Willkür das zu vollbringen, was er urſprünglich unwillkürlich geſchaffen.

Mit dem Erwachen des Selbſtbewußtſeins beginnt die freie Wirkſamkeit des Geiſtes, das Bewußtſein iſt ſchon eine Losreißung von dem gebundenen Zuſtande, eine Erhebung über den-

ſelben, indem mit dem Bewußtſein auch das Bewußtſein jenes Bewußtſeins verbunden iſt.

Dieſem gemäß kann die anfangs nothwendig thätige Anſchauungskraft aus dieſem gebundenen Zuſtande mittels des Bewußtſeins ſich erheben, und willkürlich Bilder ſchaffen.

81

Die Einbildungskraft, welche willkürlich Anſchauungen zeugt, kann nun theils die ſchon vorher nothwendig gebildeten wiederholen, oder ganz neue hervorbringen; in jenem Falle heißt ſie zurückrufende, in dieſem ſchöpferiſche Kraft; in jedem beweißt ſie ſich ſelbſtthätig, und in ſofern ſchaffend, und die eben erwähnte Eintheilung bezieht ſich blos auf die beſondere Art der Anſchauungen, nicht aber auf die bildende Thätigkeit.

Die zurückrufende Einbildungskraft ſetzt die bewußtloſe Gegenwart früherer Wahrnehmungen im Geiſte voraus, und das neue Schaffen derſelben iſt ein Zurückrufen ins Bewußtſein. Die bewußtloſe Gegenwart gehabter Vorſtellungen im Geiſte und die Möglichkeit, ſich willkürlich ihrer wieder bewußt zu werden, iſt eine der vorzüglichſten Eigenſchaften des Geiſtes, die zwar nie geläugnet oder bezweifelt, aber um ſo weniger nach ihrem Zuſammenhange mit den herkömmlichen Begriffen von der menſchlichen Vernunft verſtändlich war. Sie giebt unmittelbar Zeugniß, daß der menſch-

liche Geiſt an ſich **unendlich** oder die Fülle unendlich vieler Weſenheiten ſey; er iſt keines Bildes und keiner Vorſtellung überhaupt fähig, wovon die Möglichkeit nicht ſchon in ihm liegt; die wirklichen Dinge und alle Einwirkungen auf ihn werden bloß die Veranlaſſung, daß er ſich ihrer bewußt werde. Alles Anſchauen und Erkennen iſt ein Entwickeln des urſprünglich Unentwickelten, woher auch die Uebereinſtimmung zwiſchen Gegenſtand und deſſen Bild begreiflich wird.

Das urſprünglich ſinnliche Anſchauen, welches ein ſelbſtthätiges Schaffen des Bildes, oder ein geiſtiges Ein-Bilden des Gegenſtandes in die Seele iſt, weckt zugleich das Selbſtbewußtſein und damit die **freie** Thätigkeit des Geiſtes, dadurch bekommt dieſer ſeine Bilder und Vorſtellungen in ſeine Gewalt, ſie werden ſein Eigenthum, und er kann ſie von nun an willkürlich gebrauchen. Denn **Freiheit** oder freie Thätigkeit iſt das Grundweſen des Geiſtes, ſie muß aber geweckt werden, und iſt ſie es einmal, ſo wird es dem Geiſte auch möglich, Herr über ſeine Innenwelt zu werden. Darin liegt die Möglichkeit des Aufbewahrens der Vorſtellungen und des Wiederſchaffens derſelben.

82

Die Einbildungskraft iſt alſo geſteigerte oder freier gewordene Sinnlichkeit, und beide ſproſſen aus einer Wurzel. Daher kommt es auch, daß jene

aus dieſer ihre Bilder oder wenigſtens die Elemente dazu nehmen muß, und die Freiheit ihrer Schöpfungen äußert ſich meiſtens nur in der Anordnung und Verbindung jener Elemente.

Die willkürlich thätige Einbildungskraft verhält ſich zu der mehr nothwendig bildenden Anſchauungskraft, wie Subjektives zum Objektiven, und letztere iſt immer das Erſte und Anfängliche, woraus ſich die andern Geiſtesthätigkeiten nach und nach entwickeln, und immer unabhängiger davon werden. Die Einbildungskraft aber bezieht ſich zunächſt auf die Bilder, welche die Sinnlichkeit in der erſten Form ihrer Thätigkeit zeugt, und bildet ſie entweder treu nach, oder ſchafft aus ihnen neue Bilder.

83

Obgleich mit dem Erwachen der Einbildungskraft auch die freie Thätigkeit des Geiſtes eintritt, ſo wirkt ſie doch nicht immer frei, ſondern öfters ganz unwillkürlich, je nachdem ſie von der ihr möglichen Freiheit Gebrauch macht oder nicht, und ſich dem unwillkürlichen Zuge ihres Bildens überläßt; denn auch ſie wirkt wie der Geiſt im Ganzen geſetzmäßig, und einmal in Thätigkeit verſetzt zeugt und bildet ſie unwillkürlich, wenn der freie Wille ſie nicht abſichtlich leitet. Aber auch frei wirkend und auf die mannigfaltigſte Weiſe Bilder ſchaffend, verfährt ſie nach Regeln, die ſich theils auf den Zuſammenhang und die Folge der Gegenſtände, worauf ſie ſich beziehen, theils

auf die urſprünglichen Geſetze des Geiſtes ſelbſt gründen. Ein allgc..eines den Bildungen der Einbildungskraft zu Grunde liegendes Geſetz iſt das der Ideen-Aſſoziation, kraft welchem Vorſtellungen ſich wechſelſeitig im Bewußtſein wecken. Dieſes Geſetz der wechſelſeitigen Verkettung der Vorſtellungen zeigt ſich wieder in ſehr mannigfaltigen Beziehungen wirkſam, die ſich gleichfalls auf beſtimmte Geſetze zurückführen laſſen, z. B. auf das Geſetz der Gleichzeitigkeit — der Aufeinanderfolge — der Aehnlichkeit und des Gegenſatzes der Vorſtellungen. u. ſ. w.

84

Daß die Einbildungskraft der Grund des Gedächtniſſes und der Erinnerung ſey, ward ſchon §. 81 nachgewieſen; es läßt ſich auch daraus einſehen, weil das Gedächtniß die Vorſtellungen an ſinnliche Zeichen heftet, und mittels derſelben ſich ihrer wieder bewußt wird. Deßwegen ſteht dasſelbe in einer ſehr innigen Verbindung mit der Ideen-Aſſoziation, und wird von dieſer unterſtützt; die Erinnerung iſt nur eine beſondere Aeußerung der vollſtändigen Gedächtnißkraft; denn weſſen man ſich nicht mehr erinnern kann, das bewahrt man auch nicht mehr im Gedächtniſſe.

Das Gedächtniß iſt eine Wirkung der Unendlichkeit des freien Geiſtes, kraft welcher er unendlich mannigfaltige Vorſtellungen ſchaffen,

behalten, und nach Willkühr im Bewußtſein vergegenwärtigen kann; es iſt ein fortſchreitendes Verſchmelzen der Gedankenwelt mit dem freien Selbſt, ein vielſeitiges Anziehen und Aneignen der Bilder und Vorſtellungen in das eine alles vereinigende und frei beherrſchende Subject. Das Gedächtniß iſt eine eben ſo weſentliche als höchſt wichtige Aeußerung des Geiſtes, durch welche alle menſchliche Bildung zugleich mit bedingt iſt; dasſelbe macht es möglich, daß wir eine Vielheit von Erkenntniſſen uns erwerben, unſere Vorſtellungen unter einander vergleichen können, um ihre Aehnlichkeit und Verſchiedenheit, und ihre Beziehungen zu einander einzuſehen; ohne es iſt keine verſtändige Führung des Lebens, kein Zuſammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft möglich, überhaupt kann im Gebiete der geiſtigen Bildung nichts Bedeutendes ohne ein umfaſſendes, treues und ſtarkes Gedächtniß geleiſtet werden.

85

Wie der Geiſt im Ganzen ſo iſt auch das Gedächtniß im Beſondern einer Vervollkommnung fähig, und beide ſtehen in enger Verbindung; deßwegen hat man von jeher auf Mittel gedacht, letzteres zu ſtärken, daß es Vieles leicht auffaſſe, lang und treu bewahre, und willkürlich wieder zurückrufen könne. Man bildete daraus

eine eigene Kunſt, Memnonik, Gedächtnißkunſt genennt; ſie geht auf Weckung, Stärkung und Richtung dieſer Kraft, ſoll ein Mittel gegen die relative Vergeßlichkeit und eine zweckmäßige Anleitung zur Unterwerfung des Gedächtniſſes unter einen ſtarken Willen ſeyn; ſie kann aber die Natur blos anleiten, dasjenige methodiſch und willkürlich zu verrichten, was das für ſich ſchon gute Gedächtniß natürlich und unwillkürlich thut; ſie ſoll und darf keine andere Kraft beeinträchtigen, vielmehr ſollen alle durch ſie freier und kräftiger werden.

86

Wie die Energie des Geiſtes bei verſchiedenen Menſchen verſchieden iſt, ſo auch das Gedächtniß, und ſie weiſen wechſelweiſe auf einander zurück; denn letzteres gehört der frei bildenden Einbildungskraft an. Man kann die verſchiedenen Grade ſowohl der natürlichen Energie des Gedächtniſſes als ſeiner ſtufenweiſen Vervollkommnung im Allgemeinen folgender Maaßen bezeichnen: *a*) Auf der tiefſten Stufe zeigt es ſich als eine dunkle, oberflächliche und einſeitige Verknüpfung der Vorſtellungen, ergreift blos das beſonders Reitzende und Auffallende in den ſinnlichen Wahrnehmungen, und vermag eine Mehrheit von Bildern und Gedanken nicht zu einem Ganzen zu ordnen. Kinder, ungebildete und zerſtreute Menſchen, ſchwache

und ſeichte Talente liefern dazu die Beiſpiele; *b*) dann folgt das lebhafte und leichte Zeichen- oder Wortgedächtniß, welches das Einzelne, Anſchauliche und deſſen Beziehung ſchnell auffaßt und behält, ſchwerer aber oder gar nicht, was Nachdenken, Vergleichung und Beurtheilung fordert, um es ſich einzuprägen; man findet es bei jenen Talenten, die in einem beſchränkten Kreiſe wirken, wo die Kenntniſſe größtentheils nur auf das Aeußere oder auf Namen, Zahlen und Eintheilungen ſich beziehen; *c*) den dritten Grad nimmt das umfaſſende und vielſeitige Gedächtniß ein, welches viele Vorſtellungen verſchiedener Art leicht auffaßt, und treu bewahrt, ohne damit einen ſcharfſinnigen und eindringenden Verſtand zu verbinden. Solche Talente faſſen oft gar zu gierig auf, überfüllen und verwirren ſich, und halten gewöhnlich den im Gedächtniſſe aufbewahrten Reichthum für eine wirkliche Ausbildung des Geiſtes; *d*) das vollkommenſte Gedächtniß iſt jenes, welches nicht blos leicht und Vieles genau ſich aneignet, treu bewahrt und das Nahe und Ferne mit einander verbindet, ſondern welches auch von den andern Geiſtesthätigkeiten, dem Verſtande, dem Scharf- und Tiefſinn und von der Fantaſie unterſtützt wird. Man findet es bei allen ausgezeichneten Talenten, und es beweist die Kraft des gottähnlichen Geiſtes, welcher eine unendliche Vielheit

von Kenntniſſen in ſich faßt, ſie zu beherrſchen und zur Einheit eines Ganzen zu vereinigen im Stande iſt.

87

Das Gedächtniß gehört zunächſt der reproductiven Einbildungskraft an, unterſtützt aber den Geiſt bei allen ſeinen übrigen Wirkungsweiſen und insbeſondere die ſchöpferiſche Einbildungskraft, ſofern ſie aus den im Bewußtſein bewahrten ſinnlichen Vorſtellungen neue beliebige Einheiten ſchafft; dieſe Kraft bildet nicht nach ſondern vor, nimmt aber den Stoff zu ihren Bildern aus der dem Geiſte ſchon eigenthümlichen Sinnenwelt.

Dieſe ſinnlich-ſchöpferiſche Einbildungskraft wirkt theils unwillkürlich, theils willkürlich, je nachdem ſie für ſich, ohne vom Willen und Verſtande geleitet zu werden, Bilder zeugt und ſie verbindet, oder je nachdem Verſtand und Wille ſie beherrſchen, und ſie ihre Bilder nach Begriffen und Zwecken ordnen muß. Sowohl in jenem als dieſem Falle hat die Ideen-Aſſoziation einen großen Einfluß auf ihre Schöpfungen, beſonders bei denen ihrer unwillkürlichen Thätigkeit, ſofern ſie ihre Bilder ohne Selbſtbeſtimmung zeugt und vereint. Je mehr dieſes unwillkürliche Spiel der Einbildungskraft in einem Menſchen die Oberhand erhält, deſto nachtheiliger wird es für die übrigen Geiſteskräfte, beſonders für das

ernſthafte Nachdenken und das zweckmäßige und beſonnene Handeln. Man nennt ſolche Menſchen gewöhnlich Fantaſten, bei denen es oft ſo weit kommt, daß ſie ihre regelloſen Verbindungen von Einbildungen für wirkliche Erfahrungen halten.

88

Die willkürlich ſchöpferiſche Einbildungskraft dagegen iſt zunächſt die Bedingung alles Verſtehens; denn alles Erkennen und Begreifen iſt ein Schaffen des Erkannten im Bewußtſein, und jeder Menſch vermag nur ſoviel wahrhaft zu verſtehen, als er ſelbſt geiſtig nach- oder vorzubilden im Stande iſt, ſo wie die Unfähigkeit des Verſtehens ein Mangel dieſer Schöpfungskraft iſt; ſie macht alles Verſtehen in der Mittheilung durch die Sprache möglich, weil man eine Rede nur ſofern begreift, als man den Sinn des Geſprochenen in ſich denken, mit den artikulirten Tönen verbinden, und beide in ihrer Einheit anſchauen kann.

Mittelſt dieſer ſchaffenden Kraft allein können wir die entfernten räumlichen und vergangenen oder künftigen zeitlichen Verhältniſſe der Dinge uns vorſtellen, und in ein Ganzes vereinigen. Durch die Sinne ſchauen wir nur Einzelnes an, durch die Einbildungskraft aber verbinden wir eine Mehrheit einzelner Bilder zu einer Einheit; durch ſie können wir nach

Anleitung der Geſchichte die Vergangenheit, die wir ſelbſt nicht erlebt haben, ſo wie entfernte Gegenden der Erde uns vergegenwärtigen; durch ſie vermögen wir unterſtützt von der Vergangenheit und Gegenwart uns ſelbſt ein Bild von der Zukunft zu ſchaffen.

89

Die ſchöpferiſche Einbildungskraft leiſtet endlich dem Verſtande die erſprießlichſten Dienſte, indem ſie den Gedanken und Begriffen Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Schönheit verleiht. Die Beſtimmtheit der Gedanken beſteht in ihrer genauen Bezeichnung, wodurch ein jeder nach ſeinem Inhalte von andern geſchieden und für ſich erkennbar iſt; die angemeſſene Bezeichnung ſtellt den Gedanken anſchaulich dar; die Deutlichkeit wird befördert durch die Beſtimmtheit und Anſchaubarkeit, ſo wie durch Gleichniſſe und Beiſpiele, welche die Einbildungskraft nach den Geſetzen der Verwandtſchaft und des Kontraſtes damit in Verbindung bringt. Wenn aber Wahrheit, Beſtimmtheit und Deutlichkeit ſich vereinigen, ſo entſteht die Schönheit im Ausdrucke und der Darſtellung unſerer Gedanken; darauf gründet ſich die Fertigkeit, richtig und ſchön zu ſprechen, und eine Reihe von Gedanken in ein wohlgefälliges Ganzes zu vereinigen.

90

Höher als die Einbildungskraft ſteht die Fantaſie, und wird mit Recht als die voll-

kommenſte Entwickelung der Anſchauungskraft angeſehen; in ihr herrſcht die größte Freiheit und Schönheit des Bildens. Während die Einbildungskraft noch bei allen ihren Schöpfungen an die zeitlich-wirkliche und endliche Welt gebunden iſt, ſchwingt ſich die Fantaſie über alle Wirklichkeit empor, befreit den Geiſt von den Banden der Endlichkeit, und ſchafft eine ganz neue und eigenthümliche Welt, welcher ſie zwar auch den Schein einer zeitlichen Wirklichkeit verleiht, die aber von ihr unabhängig, und ein beſonderes auf eigenen Geſetzen beruhendes Ganzes ausmacht. Die Fantaſie iſt der Sinn für das Ueberſinnliche, veranſchaulicht das an ſich nicht Sinnliche, und verbindet das Sinnliche und Ueberſinnliche in unſern Vorſtellungen und Erkenntniſſen; ſie giebt ſich durch verſchiedene Aeußerungen zu erkennen, wovon die vorzüglichſten folgende ſind.

91

Die Fantaſie iſt das ſchaffende Prinzip aller Sprachen; denn alles Sprechen entſteht unmittelbar aus dem bewegten Geiſte, welcher vermöge ſeines urſprünglichen Weſens jeden Gedanken vorerſt in ſich verſinnlicht, anſchaulich vor ſich hinſtellt, und dann erſt in artikulirten Tönen außer ſich. Die Sprache iſt ein unmittelbarer Zeugungsakt der ſelbſtſtändig wirkenden Anſchauungskraft oder Fantaſie, welche den an ſich nicht ſinnlichen Gedanken verſinnlicht,

und dadurch desſelben ſich erſt ganz bewußt wird. Die Sprache bezieht ſich allein auf Gedanken, nicht auf die Gegenſtände ſelbſt; nur ſofern und wie letztere gedacht ſind, werden ſie in der Sprache ausgedrückt. Alle Gedanken werden alſo nach einem nothwendigen Geſetze des geiſtigen Organismus unmittelbar verſinnlicht und in Bilder verwandelt; dann erſt ſtehen ſie wie Gegenſtände vor dem Geiſte, und werden verſtanden. In dieſer Beziehung kann man das Denken ein inneres Reden, ein Geſpräch des Geiſtes mit ſich ſelbſt nennen, weil er ſeine Gedanken bildlich vor ſich ſtellen und dann mit ihnen verkehren muß, wenn er ſie ſelbſt verſtehen will.

92

An den bildlichen Ausdruck des Gedankens ſchließt ſich unmittelbar der hörbare Laut, der artikulirte Ton an, eine neue Veranſchaulichung des Gedankens, die unvermittelt aus dem Innern hervorbricht; denn Ton und Klang überhaupt iſt in der ganzen Natur, vom ſtarren Metalle an bis zum Menſchen herauf, der Ausdruck der beſonderen Beſeelung der Dinge, und wie der Ton in den unorganiſchen Dingen bei jeder Bewegung derſelben entſteht, ſo verkündigt er auch im Menſchen die Zuſtände der bewegten und ſich ſelbſt bewegenden Seele unmittelbar, er iſt der Leib der Gedanken, und wie die Seele die Auſſenwelt nur durch die Affektionen

des Körpers wahrnimmt, ſo erkennt ſie ihren ganzen Gedankenreichthum nur in den Bildern der Fantaſie und den ihnen entſprechenden Tönen. Der Körper iſt auf ſo vielfache Weiſe von Außen beſtimmbar, als ſelbſt die äußern Dinge mannigfaltig ſind; der Ton als der unmittelbare Leib des in Thätigkeit geſetzten Geiſtes iſt vermöge ſeiner Verwandtſchaft mit letzterem um eben ſo viel beſtimmbarer oder bildſamer, als der Geiſt ſelbſt an innern Weſenheiten und möglichen Gedanken reicher iſt als die Naturwelt an Dingen: der Ton iſt der beweglichſte und bildſamſte Stoff und vollkommen geeignet die Ideen, Gedanken und Gefühle des Geiſtes zu verſinnlichen; in ihm ſpiegeln ſich alle Zuſtände des Geiſtes, und wegen ſeiner unendlichen Bildſamkeit iſt er das vorzüglichſte Mittel der Darſtellung des beſondern und allgemeinen Lebens aller Dinge, ſo fern es vom Geiſte erfaßt und gedacht wird.

93

Was nun den Ton überhaupt ſo geſtaltet und bildet, daß er ein angemeſſener Ausdruck des jedesmaligen Gedankens wird, iſt die ſchaffende Fantaſie; denn ſie iſt die Vernunft oder der Geiſt ſelbſt, ſofern er ſeine Gedanken verſinnlicht und ſie als Bilder ordnet; nach den Geſetzen, nach welchen die Gedanken entſtehen, und nach ihrer beſondern Beſchaffenheit modifi-

zirt die Fantaſie auch die Töne, ſie artikulirt und verbindet ſie ſo zu einem Ganzen, wie es die Gedanken ſelbſt ſind; daher die artikulirte Sprache und die Gedanken ſich wechſelſeitig entſprechen, und blos zwei verſchiedene Erſcheinungen eines und desſelben Weſens ſind. Der bewegte Geiſt zeugt unmittelbar die Gedanken und im Bunde mit der Fantaſie die unendlich gegliederte und gebildete Sprache. Daraus läßt ſich begreifen, warum jeder beſonders kräftige und ſelbſtſtändig wirkende Geiſt auf die Bildung und den Gebrauch einer Sprache einen ſehr bedeutenden Einfluß hat, und warum die bereits vorhandenen Sprachen auf die Bildung des Geiſtes ſo mächtig wirken.

94

Alle Wortſprachen ſind urſprünglich Verkörperungen des geiſtigen Gedankens durch Hülfe der Anſchauungskraft oder ihrer höchſten Thätigkeit, der Fantaſie; ſie ſind der Inbegriff aller Bilder, in welchen der Geiſt unmittelbar ſowohl ſich beſpiegelt als das übrige Univerſum erkennt; er verſteht weder ſich noch die Welt auſſer ihm, ſolange ihm die Beſchaffenheiten beider nicht in der Sprache als Objekte vorſchweben, und die Sprache ſein eigenes Denken darüber ihn anſchauen läßt. Das unendlich bewegliche Leben und alle Verhältniſſe der Dinge in der Welt werden von dem Geiſte gedacht, und

tönen in der gleichen unendlichen Beſtimmtheit aus der bewegten Bruſt des Menſchen wieder. Alle Sprachen ſind deßwegen ſinnlicher Beſchaffenheit, und je näher ihrem Urſprunge, deſto ſinnlicher und an ſich ſchon poetiſcher; je mehr ſie aber von dem reflektirenden Verſtande bearbeitet werden, deſto mehr verlieren ſie von ihrer anfänglichen Anſchaulichkeit, und gehen immer mehr als verſchiedene auseinander; denn wie alle Sprachen in den erſten einfachen Lauten noch jezt ſich ſehr nahe ſtehen, ſo ſtimmten ſie nach dem Zeugniſſe der gründlichſten Forſchungen über ihre anfängliche Natur alle untereinander ziemlich überein, und trennten ſich erſt im Verlaufe der Zeit ſo weit von einander. Es läßt ſich dieſes auch daraus begreifen, daß dieſelben Gegenſtände auf verſchiedene Geiſter verſchiedene Eindrücke machen, und daß derſelbe Gegenſtand verſchiedene Seiten darbietet, welche zu den verſchiedenen Bildern deſſelben die Veranlaſſung gaben. Dieſe Mannigfaltigkeit des Gegenſtandes und die Individualität des Geiſtes in den verſchiedenen Menſchen ſind die Urſachen der verſchiedenen Sprachen.

95

Wie die Fantaſie die Bildnerin der Sprache iſt, ſo auch die Bedingung aller Poeſie und Kunſt überhaupt; denn die ganze Kunſtwelt beruht auf der Darſtellung der Gedanken in an-

gemeſſenen ſinnlichen Formen. Die Originalität der Gedanken gehört der Vernunft und ihr anſchaulicher Ausdruck der Fantaſie an, und nur da, wo beide auf gleicher Stufe der Vollkommenheit ſtehen, kommen die wahren Kunſtwerke zum Vorſchein. Die Kunſtwelt iſt ein Inbegriff von Idealen, und ein Ideal iſt ein anſchaulich dargeſtellter Begriff. Die verſchiedenen Künſte bilden eine beſondere Welt von Geſtalten, welche von der Fantaſie geſchaffen auf eigenthümliche Weiſe von ihr zu verſchiedenen Einheiten verbunden werden. Die einzelnen Geſchöpfe und Bilder der Kunſt wie ihre Anordnung und Zuſammenſtellung gehören der Fantaſie an, und haben ihre eigene Geſetzmäßigkeit, welche von der des denkenden Verſtandes ſehr verſchieden iſt, ſo daß der wenig Sinn für Kunſt zeigen würde, welcher dieſe Gebilde nach bloß logiſchen Geſetzen beurtheilen wollte.

Eine beſondere Wirkung der Fantaſie iſt auch der Witz, welcher in der ſchnellen Auffindung der verſteckten Aehnlichkeiten der Dinge beſteht, und im Allgemeinen die Sprache in Bildern und Gleichniſſen, welche eine lebhafte Fantaſie vorzüglich liebt.

96

Die Fantaſie unterſtützt ferner den Verſtand bei der Erforſchung und Erkenntniß der überſinnlichen Natur der Dinge; denn der Ver-

ſtand kann der Beſchaffenheiten und Wirkungs-weiſen des Ueberſinnlichen ſich nicht deutlich bewußt werden, bevor ſeine nothwendigen Gedanken darüber ihm gegenſtändlich vorſchweben, d. h. bildlich oder ſchematiſch ſich vor ihm ſtellen; dann vermag er ſie erſt nach ihren Eigenthümlichkeiten, nach ihrer Aehnlichkeit und Verſchiedenheit und Verbindung untereinander beſtimmt zu erkennen. Der philoſophiſche Forſcher der Natur und Menſchenwelt, welchen die Erkenntniß der den ſinnlichen Wahrnehmungen verborgenen Geſetze beſchäftigt, wird ohne eine ſehr lebendige Fantaſie ſeinen Zweck nicht erreichen, er muß das innere Leben und Ineinandergreifen der Kräfte in ſich nachſchaffen, und nur in dem Grade, als es ihm gelingt, den wirkenden Kräften ähnliche Bilder zu ſchaffen, wird ſich ihm ihr Weſen auch wahrhaft offenbaren; je mehr er ſich in ihr Wirken und Weben verſenkt, und das in Begriffen voreſt Gedachte mittelſt der Fantaſie zugleich individualiſirt, deſto reicher wird die Ausbeute ſeiner Forſchungen, und deſto treuer und wahrer werden ſie ſeyn. Es läßt ſich ein ächt philoſophiſcher Forſcher der Natur und Menſchheit ohne einen wahrhaft poetiſchen Geiſt nicht wohl denken.

97

Die Fantaſie ſpiegelt endlich in ihren Gebilden auch die Denk- und Geſinnungsweiſe oder den Charakter des Menſchen ab, und wirkt da-

durch wieder auf ihn zurück. Den urſprünglichen Trieben, Begierden und Abſichten verleiht ſie die ihnen eigenthümlichen Geſtalten und Farben, und läßt ſie in dieſen wie in einem Reflex erkennen; dieſe Bilder ſind es eigentlich, in welchen ſich die Individualität des Menſchen abdruckt, die gleich Idealen dem Menſchen ſelbſt vorſchweben, und nach denen er ſich bei ſeinem Denken und Wollen gewöhnlich richtet. Eben ſo hängt es auch umgekehrt von der Fantaſie ab, wie die Auſſenwelt auf das menſchliche Gemüth wirke; die vorherrſchende Geſinnung beſtimmt die beſondere Beſchaffenheit der Bilder, welche die Fantaſie von ihnen entwirft, welche Seiten ſie auffaßt, und dieſe Gebilde wirken wieder als eigenthümliche Zuſtände auf die Gemüthsſtimmung, weil Zufolge einer ſchwer zu vermeidenden Täuſchung der Geiſt nach ihnen die Natur der Gegenſtände ſelbſt beurtheilt.

Zweite Abtheilung.

Denklehre.

I.

Begriff und Eintheilung der Denklehre.

98

Das erſte und unmittelbare Erkennen iſt das ſinnliche Anſchauen, es liefert theils den Stoff zu Erkenntniſſen, theils vermittelt es dieſelben. Mit der ſinnlichen Wahrnehmung der Dinge aber iſt das Erkennen derſelben noch nicht vollendet, es muß nun auch der Geiſt auf höhere Weiſe thätig ſeyn, um das in der Anſchauung noch Verworrene und Dunkle zu ordnen und deutlich zu machen, indem er die darin enthaltenen Eigenſchaften nach ihrer Weſenheit und Zufälligkeit, Aehnlichkeit und Verſchiedenheit und nach ihrem Zuſammenhange mit andern Gegenſtänden aufſucht und beſtimmt. Sofern nun der Geiſt das alles leiſtet, nennt man ihn Denkkraft oder Verſtand; der Verſtand iſt alſo die Thätigkeit des Geiſtes, das Mannigfaltige der Vorſtellungen nach ihren verſchiedenen Eigenſchaften und Beziehungen kennen zu lernen und zu beſtimmen.

99

Der Verſtand erreicht dieſen Zweck dadurch, daß er die verſchiedenen Merkmale der Vorſtellungen untereinander vergleicht, trennt, die gleichartigen zuſammenfaßt, Begriffe erzeugt, und dieſe auf dieſelbe Weiſe behandelt. Erzeugung und Verbindung der Begriffe unter einander iſt alſo die vorzüglichſte Wirkungsweiſe der Denkkraft.

Ein Begriff iſt die Verbindung gleichartiger Merkmale zur Einheit des Bewußtſeins, oder die Einheit eines Vielen, und das urſprüngliche Streben des Verſtandes iſt auf die Erkenntniß des Allgemeinen im Beſondern, oder des Gleichartigen im Verſchiedenen gerichtet und umgekehrt, welches eben durch Trennung des Verſchiedenartigen und Verbindung des Aehnlichen erreicht wird.

100

Jede vollſtändige Erkenntniß eines Gegenſtandes beruht auf der Verbindung der Anſchauung mit dem Begriffe, des Beſondern mit dem Allgemeinen im Bewußtſein. Der Begriff fordert zu ſeiner Ergänzung die Anſchauung, und dieſe den Begriff; dieſem fehlt die Mannigfaltigkeit und jener die Einheit; ſagt man z. B. Cajus ſey gelehrt, ſo iſt es eine Begriffsbeſtimmung, wobei nur das Gemeinſame eines Vielen erkennt wird, und der Geiſt verlangt nun auch

zu wiſſen, worin die beſondere Gelehrſamkeit des Cajus beſtehe, und wie ſie ſich zu andern Arten möglicher Gelehrſamkeit verhalte. u. ſ. w.

Von demſelben Gegenſtand laſſen ſich viele Begriffe bilden, überhaupt ſo viele, als er Beziehungen zuläßt, und ſelbſt reich an Eigenſchaften iſt.

101

Wenn man die anſchauliche Erkenntniß eine unmittelbare nennt, weil Bild und Gegenſtand einander ganz entſprechen, ſo muß man die Begriffs-Erkenntniß eine mittelbare nennen. Da Anſchauung und Begriff vereint erſt ein vollſtändiges Erfahrungswiſſen ausmachen, ſo muß man im letztern eine doppelte Einheit unterſcheiden, eine der Anſchauung, welche die Anſchauungskraft bei der Erzeugung des Bildes ſchafft, und eine des Begriffes, welche der Verſtand hervorbringt.

102

Aus dem Zeitherigen läßt ſich der Sinn der Ausdrücke begreifen: „Die Vielheit in der Einheit — und die Einheit in der Vielheit erkennen:“ beides ſind Akte des Verſtandes, aber von einander verſchieden. Der erſte iſt eine Erkenntniß des Beſondern lediglich durch Begriffe wobei das Beſondere als ſolches nicht erkennt wird; z. B. der Satz: die Reden des Cicero ſind mit philoſophiſchem Geiſte abgefaßt;

drückt eine bloße Begriffsbeſtimmung aus, die auch von dem verſtanden werden kann, welcher Cicero's Reden nicht ſelbſt ſtudirt hat; wer aber durch eigenes Leſen den philoſophiſchen Geiſt im Einzelnen darin aufgefunden hat, mit welchem ſie geſchrieben ſind, erkennt die Einheit im Vielen, und verbindet mit dem Begriffe die Anſchauung. Dieſe iſt ohne jenen blind, und jener ohne dieſe leer.

103

Der Verſtand ſchafft durch Denken die Begriffe, bezieht ſie wieder auf die Gegenſtände, aus deren Erkenntniß er ſie gebildet hat, vergleicht ſie untereinander nach allen möglichen Beziehungen, um auf dieſe Weiſe die Dinge allſeitig kennen zu lernen. Alles dieſes geſchieht nach gewiſſen der Denkkraft eigenthümlichen Geſetzen, welche man Denk- oder Verſtandesgeſetze nennt; ſie ſind die beſondern Wirkungsweiſen des Einen an ſich ungetheilten und untheilbaren Verſtandes, gemäß welchen er die Natur der Dinge und ihre Verhältniſſe erforſcht, und die ohne dieſe Beziehung gar keine Bedeutung haben. Wohl aber kann man ſie, ihre Beſtimmung erkennend, zum Gegenſtande einer beſondern Unterſuchung machen, um in ihnen, wie in einem Spiegel, die Natur und Verhältniſſe der Dinge zu erkennen, und zugleich der Verfahrungsweiſe des Verſtandes bei ihrer Erkennt-

niß zu ſchauen. Die daraus entſtehende Lehre heißt Denk- oder Verſtandeslehre — Logik.

104

Da man eine jede Erkenntniß, kraft welcher das Wirkliche ſchon in ſeiner Möglichkeit erkennt wird, *a priori* nennt im Gegenſatze der *a posteriori*, wo die Wirklichkeit erſt als ſolche begriffen wird, ſo kann man auch die Erkenntniß der Denkgeſetze zu den erſtern rechnen, weil ſie als urſprüngliche Bedingungen alles Denkens allem wirklich Gedachten vorausgehen, und die wirklichen Verhältniſſe des letztern in ihrer Möglichkeit erkennen laſſen.

105

Die Geſetze des Denkens entſprechen denen der erkennbaren Gegenſtände, und wie dieſe die Formen ſind, nach welchen die Dinge daſind, ſo jene die Formen, nach welchen ſie erkennt werden. Wären beide von einander verſchieden, ſo wäre alles Erkennen lediglich ſubjektiv und imaginär, welches durchaus nichts in Anſehung der Gegenſtände beſtimmen könnte; denn nimmermehr kann Etwas von dem ihm Entgegengeſetzten erfaßt und begriffen werden. Wenn alſo Erkenntniß und Wahrheit in Beziehung auf die vom Denken verſchiedenen Gegenſtände kein leerer Name iſt, ſo muß der Verſtand ſie auch ſo erkennen können, wie ſie ſind.

Die ſogenannten Denkgeſetze ſind alſo all-

gemeingültige Beſtimmungen alles Erkennbaren, und wie die Geſetze der Erſcheinungswelt Wirkungsweiſen ſind, nach welchen alle Dinge ihr Zeitleben vollbringen, ſo die Denkgeſetze allgemeingültige Thätigkeitsformen des Verſtandes, gemäß denen er alle Dinge erkennt.

106

Weil man die Erkenntnißweiſen des Verſtandes auch Denkformen nennt, ſo bezeichnet man die Wiſſenſchaft davon als eine formelle, welche ſich nicht mit irgend einer beſtimmten Erkenntniß ſondern nur mit den allem Erkennen gemeinſamen Beſtimmungen beſchäftigt. Die Logik iſt nicht inhaltleer, indem eben die Erkenntnißweiſen ihren Inhalt ausmachen; ſie ſieht nur von den beſondern Beſchaffenheiten des Erkennbaren ab, und behandelt ausſchließlich die allgemeinen und weſentlichen Beſtimmungen und Beziehungen alles Erkennbaren. Deßwegen heißt ſie auch eine durch Abſtraktion entſtandene Wiſſenſchaft, weil ſie durchaus nur auf das Geſetzmäßige ſieht. Jedes Denkgeſetz hat daher zwar eine ſtäte Beziehung auf das Beſondere, weil es ſonſt bedeutungslos ſeyn würde; aber es beſtimmt ſelbſt nichts Beſonderes oder Individuelles im Erkennen; es iſt blos das *a Priori* oder Allgemeingültige alles Erkennbaren. Wenn wir die Geſetze der Natur in der Abſtraktion von den einzelnen Naturer-

ſcheinungen zu Gegenſtänden einer beſondern Wiſſenſchaft machen, ſo ſind ſie auch das *a Priori* aller Naturdinge, und die Wiſſenſchaft davon iſt eine formelle Naturwiſſenſchaft; eben ſo verhält es ſich mit den Geſetzen des Denkens.

107

Die Logik iſt daher kein Inbegriff von Prinzipien und Begriffen rückſichtlich beſtimmter Erkenntniſſe, alſo kein Organon für ein beſonderes Wiſſen, ſondern nur eine Wiſſenſchaft von den nothwendigen Geſetzen des Denkens in Anſehung aller erkennbaren Gegenſtände; ſie iſt eine Selbſtkenntniß des Verſtandes nach ſeinen Thätigkeitsformen, welche denen der würklichen Welt entſprechen. Von dieſem Standpunkt aus iſt ſie die Grundlage zu allen Wiſſenſchaften und die Anleitung zu allem Verſtandesgebrauch, weil ſie die Bedingungen erforſcht, gemäß denen der Geiſt jedes Ding erkennen, und das Erkannte darſtellen kann; denn er vermag alles blos nach ſeinen eigenthümlichen Geſetzen zu verſtehen, und verſtändlich zu machen.

108

Die Logik läßt ſich abtheilen in die Analytik und Dialektik; jene iſt die wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung der Verſtandesformen, dieſe die Lehre nach jenen Geſetzen das Wahre zu erforſchen, das Erkannte zu ordnen und darzuſtellen, was Ariſtoteles Topik, Kant

Methodenlehre nennt. Jener Eintheilung entſpricht auch die in den reinen und angewandten ſo wie die in den theoretiſchen und praktiſchen Theil der Logik *).

109

Der nächſte Erkenntnißgrund der Denkgeſetze iſt die Erfahrung, obgleich ſie nicht aus derſelben ſtammen, ſondern urſprüngliche Thätigkeiten des Verſtandes ſelbſt ſind. Denn alles Seiende offenbart ſein Weſen in wahrnehmbaren Wirkungen, und alle Erkenntniß des Innern und Weſentlichen eines Gegenſtandes beginnt mit der Wahrnehmung ſeiner Erſcheinungsweiſe. Allein die Ueberzeugung von der Gültigkeit und Wahrheit der Denkgeſetze, wie alles andern Ueberſinnlichen wird nicht aus der Erfahrung abgeleitet, ſondern liegt im nothwendigen Denken des Geiſtes ſelbſt, der, wenn er nicht überhaupt auf alle Wahrheit Verzicht leiſtet, ſich ſelbſt oder ſei-

*) Mit dem Begriffe „Dialektik" verband man zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Bedeutungen. Ariſtoteles verſtand darunter die Kunſt, Wahrſcheinlichkeit hervorzubringen, im Sinne der eleatiſchen Schule und der Sophiſten kurz vor ſeiner Zeit. Im Mittelalter während der Herrſchaft der ariſtoteliſch-ſcolaſtiſchen Philoſophie war ſie theils die Kunſt, durch Hülfe der ſyllogiſtiſchen Figuren beſtimmte, auf beſondere Gegenſtände ſich beziehende Erkenntniſſe ohne andere Hülfe, z. B. der Erfahrung, auszumitteln, theils war ſie bloße Disputirkunſt. Dem Sokrates und Plato galt ſie als die Fertigkeit, das Wahre zu erforſchen und in angemeſſener Form darzuſtellen.

nem nothwendigen Denken vertrauen muß. So wird z. B. die Wahrheit der einzelen ſittlichen Begriffe zwar lediglich durch den Geiſt, alſo unmittelbar eingeſehen, aber ohne beſondere Erfahrungen würde er ihrer doch nicht bewußt worden ſeyn. So verhält es ſich auch mit den Formen alles Erkennens; ſie werden zunächſt mittelſt der Erfahrung nach ihrer Mannigfaltigkeit, alſo an dem würklichen Wiſſen erkannt, ihre Bedeutung aber, ihre Verhältniſſe zu einander und ihr richtiger Gebrauch wird beſtimmt von dem Geiſt ſelbſt mittelſt ſeines von dem Gefühle der Nothwendigkeit begleiteten Bewußtſeins. Dabei muß jezt ſchon bemerkt werden, daß das Wiſſen aus Erfahrung nicht ſo fern von dem aus dem Geiſte oder der Vernunft ſteht, als man in neuern Zeiten es zu behaupten pflegte.

110

Alle Thätigkeit des Verſtandes offenbart ſich in Begriffen — Urtheilen und Schlüſſen. In der Anſchauung ſind Vorſtellung und Vorgeſtelltes noch ungetrennt Eins; was in dem Angeſchauten iſt, drückt auch das Bild der Anſchauungskraft aus. Der Verſtand beginnt mit der Bildung der Begriffe mittelſt der Verbindung übereinſtimmender Merkmale in vorausgeſetzten Anſchauungen, ſchreitet fort zur Erzeugung der Urtheile durch Verknüpfung ähnlicher oder verſchiedener Begriffe, und endigt mit Schlüſſen, wel-

che auf der Uebereinſtimmung vorausgeſetzter Urtheile beruhen. Schlüſſe gründen ſich alſo auf Urtheile, dieſe auf Begriffe, und Begriffe auf Anſchauungen.

Wie nun dieſe drei Denkacte bei allem Erkennen im Allgemeinen und ohne Beziehung auf ein beſtimmt Erkanntes urſprünglich beſchaffen ſind, hat der analytiſche Theil der Denklehre — Logik — in der Ordnung anzugeben; er beſteht alſo zunächſt aus drei Abſchnitten — von den Begriffen — Urtheilen und Schlüſſen.

III

Nachdem ſchon früher das Verhältniß des Verſtandes zur Anſchauungskraft beſtimmt ward, ſo iſt nur noch ſein Verhältniß zur Vernunft anzugeben, die man im philoſophiſchen Sprachgebrauch von ihm unterſcheidet.

Die Vernunft wird in verſchiedenem Sinne genommen. Einmal verſteht man darunter den menſchlichen Geiſt nach dem ganzen Umfang ſeiner möglichen Wirkungsweiſen, und bezeichnet alſo das allgemein Menſchliche, was es von jedem Anderen unterſcheidet, und was allen Menſchen urſprünglich zukömmt; dann verſteht man unter Vernunft den ausgebildeten Geiſt, ſofern er mit Einſicht und Beſonnenheit nach allen ſeinen Wirkungsweiſen zweckmäßig ſich thätig beweist, und in dieſelben die ihn ſelbſt befriedigende Einheit bringt. In beider Beziehung umfaßt alſo die Vernunft die geſammte Geiſtesthätigkeit, und

jede ihrer Aeußerungen, ſofern ſie ihrem Begriffe oder ihrer Beſtimmung entſpricht, wirkt vernünftig; es iſt ihr in ſofern auch der Verſtand untergeordnet, als eine ihrer beſondern Kraftäußerungen; ſie ſelbſt iſt die gemeinſame Quelle alles Wahren und Guten unter verſchiedenen Formen. Will man nun den Verſtand beſonders beſtimmen, ſo läßt ſich ſagen, er ſey die dialektiſche Kraft des Geiſtes, Begriffe zu bilden, zu urtheilen, eine Mehrheit von Erkenntniſſen nach ihrer Verſchiedenheit und Einheit zu beſtimmen, und Zuſammenhang in dieſelben zu bringen.

Man kann aber auch im beſchränktern Sinne unter Vernunft die Erkenntnißquelle alles Ueberſinnlichen und alles deſſen verſtehen, was nur im reinen und nothwendigen Denken vom Geiſte begriffen wird, nie aber als ſolches Gegenſtand einer ſinnlichen Wahrnehmung werden kann, und in dieſem Sinne wird ſie als eine beſondere Geiſtesthätigkeit von der ſinnlichen Anſchauungskraft unterſchieden.

II.

Grundgeſetze des Denkens.

112

Jede aus mehrern Erkenntniſſen beſtehende Wiſſenſchaft bedarf zu ihrer gründlichen und geordneten Behandlung gewiſſer allgemeinen Wahr-

heiten, welche das Gemeinſame des Beſondern ausdrücken; man nennt ſie deswegen Grundſätze, weil ſie den einzelnen einer Wiſſenſchaft angehörigen Sätzen zu Grunde liegen, und die Wahrheit und Uebereinſtimmung unter dieſen erkennen laſſen. So wie in der vom Denken unabhängigen Welt des Seyns alles Einzelne einem Allgemeinern und Höhern untergeordnet iſt, als einem Geſetze, gemäß welchem jenes nur daſein kann, ſo iſt es auch im Erkennen der Dinge. Jede beſondere Erkenntniß ſetzt immer eine allgemeinere, als ſie ſelbſt iſt, voraus, und mehrere ſolche relativ allgemeine fordern wieder eine höhere Einheit, und alle zuſammen eine höchſte, welche ſie alle tragt und umfaßt, und der ſie alle untergeordnet ſind.

113

Die Grundſätze ſprechen das den einzelnen Theilen einer Wiſſenſchaft Gemeinſame, alſo das Weſentliche aus, und ſind die allgemeinen Bedingungen ihrer Wahrheit ſo wie das Band aller untereinander. Es iſt ein Irrthum zu glauben, daß aus den Grundgeſetzen die beſondern Sätze durch Hülfe ihrer Zergliederung ſich ableiten laſſen; denn das Beſondere kann als ſolches nicht in dem Allgemeinen enthalten ſeyn, alſo auch nicht daraus abgeleitet werden, vielmehr bedarf es zu ſeiner Beſtättigung ganz anderer Gründe als der allgemeinen Grundſätze.

Die Wahrheit der letzten Prinzipien alles Wiſſens ſind für ſich einleuchtend, und bekräftigen ſich ſelbſt im unmittelbaren Bewußtſein. —

114

Die Denkgeſetze fordern nun auch als beſondere Formen des Verſtandes Prinzipien, welche das ihnen Gemeinſame, ihre Einheit und zugleich die Bedingungen ausdrücken, welche zur Befriedigung des Verſtandes bei ihrer Anwendung erfüllt werden müſſen. Wie nun die Denkregeln für ſich allgemein und ohne Beziehung auf beſondere Gegenſtände ſind, ſo beſtimmen auch die ihnen zu Grunde liegenden Prinzipien nichts in Anſehung des Inhalts beſonderer Kenntniſſe, ſondern ſprechen nur die Bedingungen aus, unter welchen der Verſtandesgebrauch überhaupt ſeinem Zwecke Genüge thun kann.

115

Der Erkenntnißgrund der logiſchen Grundſätze iſt derſelbe wie bei den einzelnen Denkgeſetzen, nämlich das Nachdenken des Verſtandes über ſein eigenes Verfahren und über die Forderungen, welche er bei der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Wahren an ſich ſelbſt macht. Die Ueberzeugung von ihrer Gültigkeit liegt in der Evidenz des Bewußtſeins oder in der Selbſtkenntniß des Verſtandes, und zu der Einſicht in ihre Allgemeingültigkeit wird nichts weiter erfordert, als ſie ihrem Sinne nach zu verſtehen. Denn

die Bedingungen alles Verſtandesgebrauchs müſſen unmittelbar und für alles Denken und Erkennen gewiß ſeyn, weil ſie jedes beſondere Denken möglich machen.

116

Die allgemeinen für alles Wiſſen und Denken überhaupt gültigen Grundgeſetze laſſen ſich auf drei zurückbringen, die aber unter ſich in inniger Verbindung ſtehen: 1) auf das der Uebereinſtimmung oder der Identität — 2) des zureichenden Grundes und 3) der Gemeinſchaft oder des Zuſammenhangs alles Gedachten. Bei genauer Betrachtung iſt das erſte nur der allgemeinere Ausdruck auch für das zweite und dritte, und dieſe begreifen das erſte zugleich in ſich und beſtimmen es näher in beſondern Beziehungen. —

117

Das Prinzip der Uebereinſtimmung ſagt aus, alles was vom Verſtande gedacht, in die Einheit des Bewußtſeins aufgenommen und für wahr gehalten werden ſolle, müſſe unter ſich gleichartig ſeyn. Dieſes gilt ſowohl von einzelnen Vorſtellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen, als von der Verbindung mehrer zur Einheit eines Ganzen, z. B. in ganzen Reden, Abhandlungen und Wiſſenſchaften, ja von allem Wiſſen überhaupt, indem in dem ganzen Gebiete des menſchlichen Erkennens alle wahren Er-

kenntniſſe von gleichartiger Beſchaffenheit ſind. Das Prinzip der Uebereinſtimmung iſt daher ein Grundgeſetz des geſammten Verſtandesgebrauchs, und gültig für alle Arten und Formen des Denkens. Was nicht übereinſtimmt, kann nicht verbunden und für wahr gehalten werden.

118

Da die Uebereinſtimmung eines Vielen zur Einheit aufgehoben wird durch den Widerſpruch des Vielen unter ſich, ſo drückte man das Prinzip der Identität gewöhnlich auch negativ aus, und nannte es das Geſetz des Widerſpruchs, d. h. der Verſtand könne das nicht denken, was ſich widerſpricht.

119

Das Prinzip des zureichenden Grundes verlangt, daß, wenn man Vorſtellungen zu einer Einheit verbinden, alſo denken wolle, jedesmal ein zureichender Grund daſey, der den Verſtand beſtimme, ſie ſo und nicht anders zu verbinden. Daſſelbe fordert alſo ein gründliches Denken, und weiſt das willkürliche Gedankenſpiel zurück, welchem ſich die mit der Natur der Dinge unbekannten Menſchen gern überlaſſen. Es iſt nicht genug, daß das Gedachte frei von Widerſprüchen und mit ſich übereinſtimmend ſey, ſondern es ſollen auch Gründe daſein, warum man es gerade ſo denke; die Gründe

ſelbſt werden aus der Natur der gedachten Gegenſtände, aus ihren Verhältniſſen u. ſ. w. hergenommen. Bei den unmittelbar gewiſſen Erkenntniſſen iſt der zureichende Grund die Unmittelbarkeit der Einſicht, weil das unmittelbar Gewiſſe kein anderes Kennzeichen ſeiner Gültigkeit haben kann, als ſich ſelbſt. *)

*) Es iſt eine ſehr irrige Vorſtellung mancher Logiker unſerer Zeit, wenn ſie behaupten, die Logik hätte überall blos auf das mögliche Denken nach dieſer und jener Form zu ſehen, nicht aber zugleich darauf, daß das Gedachte auch wahr ſey in der Wirklichkeit, und deßwegen das Geſetz des zureichenden Grundes nicht auf das Denken überhaupt, ſondern nur auf das wirklich Gedachte angewendet haben wollen. Allein die Prinzipien der Logik ſind für allen Verſtandesgebrauch gültig, und wenn man in der Logik von jedem beſondern Inhalt der Erkenntniſſe abſieht, ſo wird doch nicht von einem möglich wahren Inhalt überhaupt abgeſehen, indem in derſelben die Regeln feſtgeſetzt werden, gemäß denen alles Denken den Verſtand erſt befriedigen kann. Davon kann alſo überall keine Rede ſeyn, als enthalte die Logik nur Regeln für ein ſolches Denken, wobei an objektiv gültige Wahrheit gar nicht gedacht werde, das alſo an ſich willkürlich und fantaſtiſch ſeyn könne, wenn es nur keinen Widerſpruch in ſich enthalte. Die griechiſchen Philoſophen wie die meiſten und bedeutendſten nach ihnen bis auf die neueſten Zeiten haben die Logik als das Fundament aller logiſchen Wiſſenſchaften, als die allgemeine Wahrheits- und Wiſſenſchaftslehre angeſehen, nicht aber als eine gehaltloſe Formenlehre, wofür ſie von einigen Anhängern Kant's ausgegeben wird, der ſie ihnen noch nicht formell genug gebildet hat, und den ſie alſo noch zu überbieten ſuchen. Dem Ariſtoteles, auf den ſie ſich berufen, war ſie die Wiſ-

120

Das dritte Prinzip alles Verſtandesgebrauchs iſt das der Gemeinſchaft alles Gedachten, d. h. kein Gedanke, keine Erkenntniß ſteht für ſich allein, ſondern jede wieder mit allen andern in näherer oder entfernterer Beziehung. Alle Erkenntniſſe ſtehen eben ſo in einer wechſelſeitigen Verknüpfung, wie in der Natur= und Menſchenwelt keine Erſcheinung für ſich einzeln ſondern jede wieder mit andern im Wechſelverkehr iſt. Die ſämmtlichen Erkenntniſſe bilden unter ſich ein zuſammenhängendes Ganzes, jede iſt ein ergänzender Theil aller andern, alle ſind ſich innerlich verwandt, die eine beleuchtet und bekräftigt die andern und umgekehrt, eine weist auf die andere hin, und fordert ſie zu ihrer Ver-

ſenſchaft, durch Hülfe der Abſtraktion die allgemeinen Prinzipien alles Wiſſens aufzufinden, und weit entfernt, daß die Neuern durch Umarbeitung derſelben in eine leere Formenlehre ſich ein Verdienſt um dieſelbe erworben haben, ward dadurch vielmehr ihre einzige Beſtimmung verdunkelt, und ſie hat aufgehört zu ſeyn, was ſie ihrem Begriffe nach ſeyn ſoll.

Was man neuerdings logiſche Wahrheit d. h. ein von Widerſprüchen freies Denken ohne alle weitere Begründung ſeiner objektiven Gültigkeit nennt, ward von den vorzüglichſten Denkern der alten und neuen Zeit keiner Unterſuchung gewürdigt, und den Neuern hat ſie auch noch keinen reellen Vortheil gewährt, vielmehr nur die Köpfe verwirrt und das Studium der Philoſophie verleitet, wozu ſie als Vorbereitung und Einleitung dienen ſollte.

vollſtändigung, gerade wie in einem Naturorganismus, von dem nichts Einzelnes für ſich ſondern jedes nur in ſeiner Verbindung mit allen andern Theilen begriffen werden kann.

Es iſt daher ein allgemeines unſern ganzen Verſtandesgebrauch umfaſſendes Geſetz, jede Erkenntniß ſowohl für ſich als nach ihrem Zuſammenhange mit andern zu erforſchen, und überall auf dieſe Verbindung die nöthige Rückſicht zu nehmen. Man kann es auch das Grundgeſetz der wechſelſeitigen Beſtimmung der Erkenntniſſe nennen.

121

Zufolge dieſes Prinzips fordert der Verſtand durchaus Zuſammenhang in unſerm Wiſſen; nichts ſoll darin vorkommen, das nicht in Verbindung mit andern uns bereits bekannten Wahrheiten ſteht, oder deſſen Zuſammenhang damit ſich nicht nachweiſen läßt. Dieſe innere Verknüpfung alles beſondern Wiſſens untereinander hat für den Verſtand einen ſolchen Werth, daß er darauf die Beweiſe der noch ungewiſſen Sätze gründet, und letztere dann für ausgemacht wahr hält, wenn ihre Verbindung mit ſchon erkannten Wahrheiten nachgewieſen wird. Im gewöhnlichen Leben beleidigt es den Verſtand, unzuſammenhängend ſprechen zu hören, er verwirft daher eine Behauptung geradezu, welche ſich nicht in Verbindung mit andern ausgemach-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ten Erkenntniſſen bringen läßt, ja er erklärt Prinzipien für falſch, mit welchen nicht andere beſondere und ausgemacht wahre Erſcheinungen und Erkenntniſſe in Harmonie ſtehen. Es iſt alſo der Grundſatz der Gemeinſchaft ein alles Denken beherrſchendes Geſetz, welches zur Vervollſtändigung des Wiſſens gehört.

122

Die Logiker bezeichnen das dritte Prinzip des Denkens gewöhnlich als das des ausſchlieſſenden dritten zwiſchen zwei widerſprechend entgegengeſetzen Beſtimmungen. Gegen dieſe Denkregel läßt ſich nichts einwenden, dem Ausdruck nach iſt ſie vollkommen wahr; aber ſie iſt kein allgemeines alles Denken umfaſſendes Geſetz, ſondern bezieht ſich lediglich auf eine beſondere Art des Denkens, nämlich daß, wenn der Verſtand einen Gegenſtand durch zwei ſich widerſprechende Begriffe beſtimmt, keine dritte zwiſchen beide liegende und ſie ergänzende Beſtimmung könne gedacht werden. Dieſer Denkact kann aber in dieſer Bedeutung als ein Grundgeſetz alles Denkens eben ſo wenig angenommen werden, als man den logiſchen Satz: „daß Inhalt und Umfang der Begriffe im umgekehrten Verhältniß ſtehen,“ zu einem Prinzip alles Denkens erheben kann, ob er gleich ſo wahr iſt wie jener; denn auch er iſt nur gültig für einen beſondern Denkact, und hat keine Anwendung auf

alle Arten des Denkens; wie die Regel des Ausſchließenden können alle einzelne Denkgeſetze auch zu Prinzipien erhoben werden.

Allgemein würde die logiſche Beſtimmung dieſes Geſetzes in folgender Bedeutung werden: „dem Wahren iſt das Falſche, und dem Falſchen das Wahre geradezu entgegengeſetzt:“ oder, „wenn der Verſtand die Wahrheit oder Falſchheit eines Satzes eingeſehen hat, ſo weiß er auch unmittelbar, daß der kontradiktoriſch entgegengeſetzte Satz falſch oder wahr ſeyn müſſe.“ Das Gegentheil des Wahren iſt jedesmal falſch, und das Gegentheil des Falſchen iſt wahr. In dieſer Bedeutung aber iſt der Satz wieder Eins mit dem Prinzip der Uebereinſtimmung.

123

Die Logiker gebrauchen das ſogenannte Prinzip des ausſchließenden Dritten gewöhnlich bei der Eintheilung der Begriffe, welches ſchon beweiſt, daß ſie es blos für ein beſonderes und nicht für ein allgemeines Denkgeſetz anſehen. Aber auch in dieſer Beziehung iſt es zu beſchränkt, und paßt nicht für alle Arten der Eintheilungen, in welchem Falle es allgemeiner ſeyn, und das Verhältniß der Glieder des Umfangs eines Begriffs unter einander und zu den dieſem Begriffe entſprechenden Gegenſtänden beſtimmen müßte. So wie es aber bis jetzt genommen worden, ſo unterſcheidet es ſich nicht

weſentlich von dem vorgeblichen Prinzip des Widerſpruchs, indem es blos ausſagt, daß ein Merkmal mit dem ihm widerſprechenden nicht in einem und demſelben Subject könne vereinigt gedacht werden. *)

III.

Von den Begriffen.

124

Die erſte Beſtimmung eines Begriffs iſt, daß er das Gemeinſame eines Vielen ausdrücke, und daher eine weſentliche Beziehung auf dieſes Viele habe. Es folgt dieſes aus der Natur oder aus dem Begriffe des Begriffes, weil er nichts anders als die Einheit eines Mannigfaltigen iſt. Es iſt daher kein Begriff möglich, dem nicht ein Vieles entſpricht, wovon er eben das Gleichartige in ſich begreift. Man nennt das gleichartige Viele den **Umfang** des Begriffs — die Quantität. Es iſt dieſes

*) Auch als Prinzip der Koordination mehrer Begriffe als Theile des Umfangs eines höhern Begriffs, wie es der Verf. früherhin aufſtellte, iſt es noch zu beſchränkt und nur für dieſe beſondere Art der Verbindung der Begriffe nicht aber für alle Verbindungen gültig. Da aber ein allgemeines Geſetz des Verſtandes für alles Erkenn- und Denkbare gültig ſeyn ſoll, ſo muß es auch in einer allgemeinern Bedeutung als in der eben bezeichneten genommen werden.

eine abſolute Beſtimmung eines Begriffs, weil ſie einem jeden ohne Vergleichung mit andern zukommt. Betreffend aber die beſondere Größe des Umfangs, ſo kann ſie bei verſchiedenen Begriffen auch verſchieden ſeyn. Um die in dieſer Beziehung mögliche Mannigfaltigkeit angeben zu können, muß man die Begriffe mit einander vergleichen, worauf ſich dann die Eintheilung derſelben in allgemeine, beſondere und einzelne gründet, welche Eintheilung alſo lediglich relativ iſt.

125

Der einem Begriff entſprechende Umfang macht deſſen Allheit aus, die nichts anders iſt, als die Summe aller Gegenſtände, von denen der Begriff die Einheit ausdrückt. Wenn man den Begriff „Allheit" in ſeine Beſtandtheile auflöſt, ſo ergeben ſich als ſolche 1) die numeriſche Einheit, weil kein Vieles gedacht werden kann, ohne die Zahleinheit zu Grunde zu legen, wie die Arithmetik beweiſt; 2) das wiederholte Setzen der Zahleinheit, wodurch erſt ein Vieles erzeugt wird, und 3) die Verbindung beider mit einander, welche erſt ein Ganzes, eine Allheit ausmacht; z. B. jede Zahlgröße entſteht durch ein beſtimmt wiederholtes Setzen der Einheit; wie vielmal die Zahleinheit in der Allheit — dem Umfange — eines Begriffes enthalten ſey, läßt ſich wohl bei

beſtimmten Zahlbegriffen, aber nicht bei den an⸗dern wiſſen, da ſie unendlich ſind, indem das Weſen eines jeden Dinges ſelbſt unendlich iſt, und ſich daher in unendlich vielen Exemplaren darſtellt.)

126

(Da die Geſetze des Denkens denen des Seyns oder der erkennbaren Gegenſtände ent⸗ſprechen, ſo muß ſich die Beſtimmung der Quan⸗tität der Begriffe auch an dieſen nachweiſen laſ⸗ſen; wie alſo jedem Begriffe ein gleichartiges Vieles entſpricht, ſo auch jeder objektiven Ein⸗heit unter den wirklichen Dingen eine gleichartige Vielheit, oder: es kann in der ganzen Welt keine Einheit ohne eine ihr entſprechende Vielheit ge⸗ben. Was für das Denken der Begriff, das iſt für das Seyn die reale Einheit oder der dem Gegenſtande einwohnende Begriff, das Weſen, welches nicht ſeyn kann ohne ein Mannigfalti⸗ges, welches als das gleichartige Viele die ver⸗borgene Einheit offenbart. Das die Einheit dar⸗ſtellende Viele iſt alſo die Einheit ſelbſt in be⸗ſondern Erſcheinungsweiſen, das aufgeſchloſſene Weſen, welches in einer Vielheit von Geſtalten und Formen ſich entfaltet, um ſeine Fülle kund zu geben. Wie nun der geiſtige Begriff das die Beſonderheit der Gegenſtände bezeichnende Ge⸗meinſame iſt, ſo die reale Einheit der Dinge das ſie umfaſſende und einigende Band, welches

ſich an den Gegenſtänden der Natur- und Menſchenwelt auf folgende Art beiſpielweiſe nachweiſen läßt.

127

In der unorganiſchen Natur iſt die Einheit jedes Dinges die Kraft, welche ſich in einem ihr angemeſſenen Leibe offenbart, der als ein räumliches und gleichartiges Mannigfaltige erſcheint, z. B. Licht, Luft, Waſſer, Erde u. ſ. w. jedes dieſer Elemente wird beſeelt von beſondern Kräften, die unter der Form eines beſtimmten Leibes erſcheinen, welcher eben das gleichartige Viele von ihr iſt. In der organiſchen Körperreihe iſt es eben ſo, ſowohl mit ganzen Klaſſen, Gattungen und Arten, als mit den in ihnen begriffenen Individuen; im Kleinen und Großen, im Beſondern und Ganzen iſt eine wirkende Einheit und eine von ihr erzeugte und deswegen gleichartige Vielheit. Nicht anders verhält es ſich mit den Erſcheinungen der Menſchenwelt; jede Handlung iſt ein erſcheinendes Viele, und die Geſinnung iſt die ihr zu Grunde liegende Einheit; jeder Charakter eines Individuums, eines Stammes und Geſchlechts, einer Nation und eines Zeitalters drückt eine Einheit aus, welcher ein gleichartiges Vieles in Handlungen, Sitten und Gebräuchen entſpricht.

128

Die zweite allgemeine Eigenſchaft aller Begriffe iſt: „Jedem Begriffe kommt ein beſtimmter

Inhalt zu, oder, der Inhalt eines jeden Begriffs iſt beſtimmt und begränzt.

Daß jeder Begriff einen Inhalt haben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, indem ein inhaltleerer Begriff nichts iſt; daß aber ſein Inhalt begränzt ſeyn müſſe, ergiebt ſich daraus, daß 1) jeder nur das Gemeinſame einer Vielheit in ſich begreift, nicht aber das Verſchiedene, alſo mehrers von ſich ausſchließt; 2) daß es verſchiedene Begriffe giebt, welches nicht möglich wäre, wenn ſie dem Inhalt nach nicht begränzt wären. (Dem Begränzten iſt das Unbegränzte, Unendliche entgegengeſetzt; ein dem Inhalte nach unendlicher Begriff würde alles in ſich faſſen und daher nur Einer ſeyn können.)

Aber nicht blos der Inhalt des Begriffs im Ganzen iſt begränzt, ſondern auch jedes einzelne zu ihm gehörige Merkmal iſt es, weil jede Eigenſchaft ihre Grade oder intenſive Größe hat, keine aber irgend einem beſtimmten Dinge in unendlichem ſondern nur in endlichem Grade zukommen kann

Jeder Begriff iſt alſo in dreifacher Rückſicht begränzt, 1) nach der Summe der in ihm enthaltenen Merkmale, 2) in Anſehung der Grade ſeiner Merkmale, und 3) in Beziehung auf das Verſchiedene, von welchem er das Gleichartige begreift. Man nennt dieſe abſolute Beſtimmung aller Begriffe die Qualität.

129

Wenn man den Begriff der Qualität in ſeine Beſtandtheile auflößt, ſo findet man wieder drei Bedingungen ſeiner Möglichkeit: *a*) muß ein Inhalt überhaupt möglich ſeyn, ehe man einen beſtimmten denken kann, oder, es muß vorerſt ein Gleichartiges im Allgemeinen daſein, ehe man ein Beſtimmtes zum Inhalte eines Begriffs machen kann; denn gäbe es blos Verſchiedenes und durchaus nichts Gleichartiges, ſo könnte auch von Begriffen keine Rede ſeyn; die Vorſtellung des Theils ſetzt die des Ganzen voraus; allen Begriffen liegt alſo nach ihrer qualitativen Beſtimmung die Vorausſetzung zu Grunde, daß unter den erkennbaren Gegenſtänden wirklich eine Gleichartigkeit ſtatt finde; *b*) Aus dem Gleichartigen überhaupt, welches die Möglichkeit aller Begriffe enthält, muß eine beſtimmte Summe von Merkmalen ausgehoben und miteinander verbunden werden, wenn ein wirklicher Begriff erzeugt werden ſoll, d. h. der im Allgemeinen mögliche Inhalt aller Begriffe muß begränzt werden; *c*) die Verknüpfung beider, d. h. das mit Begränzung geſetzte Gleichartige, welches eben die Qualität des beſtimmten Begriffs ausmacht. *)

*) Man theilt gewöhnlich die Begriffe nach der Qualität ein in bejahende, verneinende und begränzte, und betrachtet auf dieſe Weiſe die Elemente eines jeden Begriffs als beſondere Arten von Begriffen. Allein

130

Den qualitativen Beſtimmungen der Begriffe entſprechen die Qualitäten der Dinge in der Natur- und Menſchenwelt, d. h. jeder wirkliche Gegenſtand iſt ſeinen Beſchaffenheiten nach begränzt, wie es die Erfahrung vollkommen beſtättigt. Denn z. B. 1) iſt jedes Naturgeſchöpf von andern eben dadurch verſchieden, daß es nur Eigenſchaften beſtimmter Art und im beſtimmten Grade hat, und daß das Gemeinſame aller ſeiner Eigenſchaften wieder begränzt iſt in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit, von welcher es das Gemeinſame iſt; darauf gründet ſich die Verſchiedenheit aller Naturproduckte.

Nicht anders iſt es rückſichtlich der Erſcheinungen der Menſchenwelt, in welchen die Charaktere, Sitten und Gebräuche, die Künſte und Wiſſenſchaften, jede für ſich von beſonderer Art iſt, und einer jeden als Einheit entſpricht ein Vieles, welches als ſolches von ihr verſchieden iſt.

131

Inhalt und Umfang ſind weſentliche Beſtimmungen aller Begriffe und ſtehen ohngeach-

---

ein in jeder Rückſicht bejahender Begriff ohne Verneinung wäre auch in jeder Beziehung unendlich und daher nicht beſtimmt; ein lediglich verneinender wäre inhaltleer und alſo kein Begriff; Bejahung und Verneinung vereint machen daher den beſtimmten Inhalt eines jeden Begriffs aus.

tet ihrer Verſchiedenheit in einer nothwendigen Beziehung zu einander. Jeder Inhalt fordert einen beſtimmten Umfang und umgekehrt, oder, es giebt keine Einheit ohne eine ihr angehörige Vielheit, und keine Vielheit ohne Einheit. Im Denken können beide getrennt ſeyn, nicht aber in den Dingen ſelbſt, in welchen die Einheit dem Vielen ſtäts einwohnt; daher iſt im objectiven Seyn die Vielheit nicht eine Negation der Einheit, oder, die Ungleichartigkeit nicht die Negation der Gleichartigkeit, vielmehr ſind beide jedesmal beiſammen. Sieht man darauf, wie die Ungleichartigkeit des Vielen an dem wirklichen Seyn in die Gleichartigkeit der Einheit aufgenommen alſo von ihr umfangen und zu einem Ganzen vereint iſt, ſo erſcheint es dem Ganzen nach als Aehnlichkeit; ſieht man aber darauf, wie die Gleichartigkeit der Einheit in die Ungleichartigkeit der Vielheit verſenkt und in ihr enthalten iſt, ſo erſcheint das objective oder wirkliche Seyn als Unähnlichkeit des Einzelnen.

132

Die Einheit des Begriffs iſt in den Vorſtellungen aller Theile ſeines Umfanges, und die Vorſtellungen aller Theile des Umfanges ſind unter der Einheit enthalten. Ein Begriff, der von mehreren andern ein Merkmal iſt, enthält dieſelben unter ſich oder in ſeinem Umfange,

und wird ein höherer, weiterer oder ein Gattungs- begriff genennt, und die unter ihm enthaltenen heißen niedere, engere oder Artbegriffe. Daraus folgt, daß ein jeder Begriff in dem Umfange eines jeden ſeiner Merkmale liege, oder daß jeder Begriff ſich zu einem jeden ſeiner Merkmale, wie ein Art- zu ſeinem Gattungsbegriffe verhalte.

133

Gattungs- und Artbegriffe ſind relative Beſtimmungen, und derſelbe Begriff kann in verſchiedenen Beziehungen ein Gattungs- und ein Artbegriff ſeyn, je nachdem er mit höhern oder niedern verglichen wird. Der höchſte Gattungsbegriff wäre der, welcher nicht mehr Artbegriff, und der niedrigſte Artbegriff jener, der nicht mehr Gattungsbegriff ſeyn könnte. Es muß einen höchſten Gattungsbegriff geben, weil man durch allmähliges Abſtrahiren endlich zu einem Begriffe kommen muß, von dem ſich nicht weiter abſtrahiren läßt, ohne daß der ganze Begriff verſchwindet. Eben ſo läßt ſich ein niedriegſter Artbegriff denken, aber kaum einer mit Gewißheit angeben, weil man von einem auch noch ſo ſehr beſtimmten Begriff nicht wiſſen kann, ob er nicht noch andere unter ſich enthält.

Die Gattungsbegriffe theilt man in Beziehung auf ihre Artbegriffe auch ein in nähere und entferntere; der nächſte Gattungsbegriff von

gewiſſen Artbegriffen iſt jener, welcher keinen andern Begriff mehr unter ſich enthält, der von jenen Artbegriffen der Gattungsbegriff ſeyn könnte, im Gegentheil heißt er der entferntere.

134

Vergleicht man den Umfang und Inhalt eines Begriffs mit einander, ſo ergiebt ſich, daß ſie im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen, d. h. je größer der Inhalt, deſto kleiner der Umfang, und umgekehrt. Der Grund davon liegt in der individuellen Beſchaffenheit der Gegenſtände und ihrem Verhältniſſe zu einander. Denn da alle Dinge ohngeachtet ihrer Geſetzmäßigkeit und ſtufenweiſen Gleichartigkeit doch auch kraft ihrer Individualität von einander verſchieden ſind, ſo folgt nothwendig, daß, je mehrere man unter eine gemeinſame Einheit zuſammenfaßt, dieſe um ſo wenigere Merkmale gemeinſam haben, und ungekehrt, daß wenigere gleichartige Dinge in mehrern Eigenſchaften übereinſtimmen können. Alle Dinge in der Welt ſind ſowohl verſchieden als gleichartig (§ 22 und 23), ihre Gleichartigkeit iſt in der gemeinſamen Geſetzmäßigkeit gegründet; mehrere nach beſondern Geſetzen beſtehende Dinge ſind wieder durch eine beſtimmte Geſetzmäßigkeit zu einem gemeinſamen Ganzen verbunden, und dieſe Einheit heißt in Beziehung auf jene beſondern die höhere, und auf dieſe Art findet eine Bei- und Unterordnung aller Dinge

in der Welt ſtatt. Faßt man nun bloß die nach denſelben Geſetzen gebildeten Dinge in die Einheit eines Begriffs, ſo müſſen ſie mehrere Merkmale gemeinſam haben, als wenn man die höhere Einheit in den nach verſchiedenen Geſetzen gebildeten auffaßt, und darin liegt der Grund des umgekehrten Verhältniſſes zwiſchen Inhalt und Umfang der Begriffe.

135

Darnach laſſen ſich auch die Verhältniſſe der höhern und niedern, ſo wie der 1) beigeordneten Begriffe zu einander beſtimmen.

Was einem höheren Begriffe zukommt oder widerſpricht, das kommt auch zu oder widerſpricht allen unter ihm enthaltenen niedern Begriffen, weil der höhere in den niedern als Merkmal enthalten iſt.

2) Was allen niedern Begriffen zukommt, das kommt auch ihrem höhern zu, und was keinem der niedern Begriffe zukommt, kann auch ihrem höhern nicht zukommen.

3) Was auch nur einem Artbegriffe widerſpricht, muß auch ſeinem Gattungsbegriffe widerſprechen, weil dieſer ein Merkmal eines jeden ſeiner Artbegriffe iſt.

4) Was einem Gattungsbegriff nicht zükommt, kann wohl einem oder mehreren ſeiner Artbegriffe zukommen, weil dieſe einen größern Inhalt als jener haben müſſen.

136

Beigeordnet heißen Begriffe, wenn ſie alle *demſelben* höhern Begriff, keiner von ihnen aber dem andern, untergeordnet ſind. Beigeordnete Begriffe ſind alſo zum Theil gleich, zum Theil verſchieden, verbunden und getrennt. Alle unter einem höhern Begriff ſtehende, und ſich beigeordnete Begriffe machen alſo den ganzen Umfang des höhern Begriffs aus; das Gleiche an ihnen iſt das Weſen ihres Gattungsbegriffs, und ihr Verſchiedenes macht ſie zu Artbegriffen; als ſolche ſchließen ſie ſich wechſelſeitig aus, und können nicht als Prädikate demſelben Gegenſtande beigelegt werden.

137

Nebſt den bisher erörterten zwei weſentlichen Beſtimmungen der Begriffe, des Umfangs und Inhalts, giebt es noch eine dritte, die *Relation*, nämlich; *jeder Begriff drückt ſeiner Natur nach gewiſſe Verhältniße aus*; denn

1) verhält er ſich als Einheit zu jedem Theile ſeines Umfangs als ein Merkmal oder Prädikat, und jeder Theil des Umfangs ſteht zu ihm in dem Verhältniſſe eines Subjects, es iſt dieſes ein inneres Verhältniß und entſpricht dem Prinzip der Uebereinſtimmung.

2) Jeder Begriff ſteht in einer nothwendigen Beziehung zu ſeinem Grunde, von welchem er

die Folge iſt, ſo wie er ſelbſt wieder ein Grund von andern durch ihn bedingten Begriffen ſeyn kann. (Dieſe Abhängigkeit der Begriffe geht aber nicht ins Unendliche, weil ſonſt keiner wirklich begründet ſeyn würde; die letzten Gründe, welche durch ſich ſelbſt gewiß und nicht weiter abhängig ſind, heißen deswegen Grundſätze.)

3) Jeder Begriff ſteht in einem nothwendigen Verhältniſſe zu ſeinem Umfang als das gemeinſame Band aller ihm untergeordneten Theile; denn ein jeder Begriff enthält mehrere andere unter ſich, von denen ein jeder ein ergänzender Theil aller andern zu derſelben Sphäre gehörigen, alſo des ganzen Umfangs iſt; ſofern nun einer den andern ergänzt, iſt er nicht unter ihnen begriffen, ſondern ihnen beigeordnet, und dieſes Verhältniß der Beiordnung mehrer unter einem höheren Begriffe ſtehenden niederer Begriffe heißt das Verhältniß der Gemeinſchaft derſelben. *)

*) Mehrere Logiker ſetzen die Beſtimmung der Relation der Begriffe in das Verhältniß der innern Merkmale eines Begriffs zu einander, und nehmen als allgemeines Geſetz in dieſer Rückſicht an, daß alle Begriffe logiſch wahr ſeyen, d. h. ihre Merkmale mit einander übereinſtimmen müſſen. Allein es kann dieſes keine beſondere Form des Denkens ſeyn, da es die allgemeine Bedingung alles Denkens iſt.

Da die Beſtimmung der Relation der Begriffe auch die der Quantität und Qualität in ſich ſchließt, ſo muß ſie als die Grundbeſtimmung aller Denkäuße-

138

Die drei Grundverhältniſſe der Begriffe entſprechen den drei Grundgeſetzen der ganzen Denklehre, und ſind nichts anders als dieſe Grundgeſetze in beſondern Formen. Das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädikat entſpricht dem Prinzip der Identität; das zwiſchen Grund und Folge dem Prinzip des zureichenden Grundes, und endlich das Verhältniß beigeordneter Begriffe untereinander dem der Gemeinſchaft alles Denkens. Was die Grundſätze für alles Denken unter allen Formen ausdrücken, das bezeichnen dieſe Begriffsverhältniſſe als beſondere Denkweiſen.

139

Da die Denkformen mit den Geſetzen des Seyns übereinſtimmen, ſo müſſen auch die Beſtimmungen der Begriffe nach der Relation ſich unter den Geſetzen des Seyns nachweiſen laſſen. Was im Denken die Verbindung zwiſchen Subject und Prädikat, das iſt im Seyn die zwiſchen Subſtanz und Accidenz; denn wie der Begriff für ſich nichts iſt, wenn er nicht die Einheit eines Wirklichen ausdrückt, ſo iſt ein Accidenz für ſich nichts ohne ſeine Subſtanz. Die

rungen angeſehen werden, welches ſich auch daraus ergiebt, daß die Formen der Urtheile und Schlüſſe durch ſie allein bedingt ſind. Alle Urtheile und Schlüſſe ſind die beſtimmt ausgeſprochenen Verhältniſſe der Begriffe nach dem Moment der Relation.

nothwendige Beziehung eines jeden Begriffes auf ſeinen Grund hat ſein Gegenbild in dem Verhältniſſe der Wirkung zu ihrer Urſache, und die Beiordnung der Begriffe in der Wechſelwirkung der zugleich ſeienden Dinge. Das Seyn iſt der Reflex des Denkens und umgekehrt, und darauf beruht die Möglichkeit allgemeingültiger Erkenntniſſe oder die objective Wahrheit unſers Denkens überhaupt.

IV.
Von den Urtheilen.

a

Allgemeine Formen der Urtheile.

140

Die Begriffe bereichern den Verſtand mit Erkenntniſſen, vertreten die Stelle wirklicher Gegenſtände, und können gerade ſo mit einander verbunden werden, wie die Gegenſtände es ſind, auf welche ſie ſich beziehen.

Die Begriffe zur Beſtimmung der Gegenſtände gebrauchen heißt „urtheilen;" ein Urtheil iſt alſo die Beſtimmung eines Gegenſtandes durch einen Begriff, und alle beſtimmten Erkenntniſſe der Dinge durch Begriffe werden in der Form der Urtheile ausgedrückt.

Die Begriffe erzeugt der Verſtand oft unwillkürlich, und ſo lange ſie einzeln in ihm ohne Beziehung auf Gegenſtände ſind, ſo iſt er ihrer objectiven Gültigkeit auch nicht bewußt, erſt wenn er ſie gebraucht, erprobt er ihre Wahrheit.

141

Das Urtheilen vollbringt der Verſtand wie alles Denken geſetzmäßig, und die Geſetze des Urtheilens entſprechen denen der Begriffe.

Die geſetzmäßige Form eines Urtheils beſteht in dem Verhältniſſe der Begriffe zu den durch ſie zu beſtimmenden vorgeſtellten Gegenſtänden; ſo viele Beziehungen alſo die Begriffe ſowohl zu Gegenſtänden als untereinander ſelbſt zulaſſen (welches eigentlich Eins iſt, da ſie die Stelle der Gegenſtände vertreten) ſo viele Urtheilsformen müſſen möglich ſeyn. Da aber die Begriffe nur ſo viele Verhältniſſe ausdrücken können, als das Geſetz der Relation derſelben aufſtellt, ſo ſind auch nur ſo viele urſprüngliche Formen der Urtheile möglich. Auf andere Art läßt es ſich auch ſo einſehen. Der Verſtand ſoll durch das Urtheilen die nämlichen Verhältniſſe unter den Begriffen und Vorſtellungen ausdrücken, welche unter den Gegenſtänden und ihren Beſchaffenheiten ſtatt finden. Da nun die urſprünglichen Beziehungen aller wirklichen Dinge in dem Geſetze der Relation der Begriffe

für das Denken dargeſtellt ſind, ſo können auch die Urtheilsformen von den im Moment der Relation der Begriffe ausgedrückten Formen nicht verſchieden ſeyn. Der Unterſchied beider beruht nur darauf, daß ein Urtheil eine Beziehung wirklich ausſpricht, welche der Begriff nur als Möglichkeit enthält.

142

In jedem Urtheile wird alſo ein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen gewiſſen Vorſtellungen ausgedrückt, welches dem objectiven Verhältniſſe der dieſen Vorſtellungen entſprechenden Gegenſtände angemeſſen ſeyn ſoll. Da letztere dreifacher Art ſind, ſo giebt es auch drei beſondere Urtheilsformen. Dem Verhältniß zwiſchen Subſtanz und Accidenz entſpricht im Urtheilen das zwiſchen Subiect und Prädikat; dem zwiſchen Urſache und Wirkung das zwiſchen Grund und Folge, und der Wechſelwirkung zwiſchen zugleich ſeienden Dingen das der Gemeinſchaft der Begriffe untereinander.

Es ſind das die einzigen einfachen Formen alles Urtheilens, und man nennt ſie kathegoriſche, hypothetiſche und disjunctive Urtheilsformen.

143

Die kathegoriſche Urtheilsform iſt für das geſetzmäßige Denken, was die Verknüpfung zwiſchen der Subſtanz und ihren Accidenzen im

objectiven Seyn, und man bedient ſich jener, wenn unter den in einem Urtheile zu verbindenden Vorſtellungen eine ſolche Beziehung ſtatt findet, daß die Einen ſich zu den Andern wie Subjectbegriffe zu ihren Merkmalen verhalten. Dieſe Urtheilsform wird alſo angewendet, wenn man die Dinge betrachtet, was und wie ſie ſind, weßwegen auch alle kathegoriſchen Urtheile urſprünglich bejahend ſind, weil die negativen, welche gewiſſe Prädikate von den Subjectvorſtellungen verneinen, die bejahenden vorausſetzen; man kann kein Merkmal von einer Vorſtellung ausſchließen, bevor man irgend eine beſtimmte Erkenntniß von derſelben hat, wenigſtens in Beziehung auf das auszuſchließende Prädikat.

244

Subject und Prädikat machen den Inhalt eines kathegoriſchen Urtheils und die Verbindung beider deſſen Form aus; Subject und Prädikat gehören zwar zuſammen, eines fordert das andere, jedoch muß jenes als Bedingung von dieſem gedacht werden, wie die Subſtanz die Bedingung ihrer Accidenzen iſt. Es iſt eine Eigenthümlichkeit des Verſtandes, das In-einander- und zumal-Seiende zu trennen, um ſich deſſelben deutlich bewußt zu werden, und zu dieſem Zwecke Getrennte wieder zu verbinden, um die urſprüngliche Einheit herzuſtellen.

Es giebt Sätze, in welchen der Subjektbe⸗ griff fehlt und das Prädikat für ſich da zu ſtehen ſcheint, z. B. es regnet, blitzt u. ſ. w. Man nennt ſie Exiſtenzialſätze, in welchen das Seyn eines Dings oder einer Beſchaffenheit gleich ei⸗ ner ſelbſtſtändigen Sache ſchlechthin ohne wei⸗ tere Prädikate ausgeſagt wird; man könnte auch ſagen: Subject, Prädikat und Kopula ſind in einem Gedanken begriffen.

145

Die kathegoriſche Urtheilsform entſpricht dem Prinzip der Identität oder deſſen negati⸗ vem Ausdruck, und iſt nur eine Anwendung dieſer Prinzipien auf beſondere Fälle. Denn wenn die Einheit oder Verſchiedenheit zweier oder mehrer Vorſtellungen gedacht wird, ſo ge⸗ ſchieht dieſes in der Form eines kathegoriſchen Urtheils.

146

Durch die hypothetiſche Urtheilsform wird die Abhängigkeit einer Erkenntniß von ei⸗ ner andern ausgedrückt. Denn im Denken ſind die Erkenntniſſe als ſolche eben ſo von einander abhängig und durch einander bedingt, wie es in der wirklichen Welt die Erſcheinungen gemäß dem Geſetze der Kauſalität ſind. In der Ge⸗ dankenwelt herrſcht ein Zuſammenhang der Ge⸗ danken wie in der objectiven Welt unter den Gegenſtänden. Wenn wir daher von der Wahr⸗

heit einer Erkenntniß uns überzeugen wollen, ſo ſuchen wir die Gründe auf, welche uns beſtimmen, ſie ſo oder anders zu denken. Wird nun eine Erkenntniß in Verbindung mit ihren Gründen gedacht, ſo geſchieht es in der Form eines hypothetiſchen Urtheils.

147.

In der Sprache wird ein hypothetiſches Urtheil aus zweien zuſammengeſetzt, von denen das eine den Grund oder die Bedingung, das andere das dadurch Begründete oder Bedingte ausdrückt; in der logiſchen Kunſtſprache nennt man jenes das Antecedens und dieſes das Konſequenz, oder Vorder- und Nachſatz. Beide machen den Inhalt des hypothetiſchen Urtheils aus, und ihre nothwendige Verbindung, d. h. der Zwang im Denken, vermöge welchem man das Konſequenz mit dem Antecedens verbinden muß, heiſt Folge — *consequentia* — und wird die Form des Urtheils genennt. Zwiſchen dem Vorder- und Nachſatz findet jederzeit ein bejahendes Verhältniß ſtatt, wenn auch der Nachſatz für ſich eine Verneinung ausdrückt; der ganze Nachſatz, wenn auch in ſich eine Verneinung enthaltend, muß immer bejahend mit dem Vorderſatz verbunden werden; denn die Bedingung fordert das Bedingte nothwendig.

148.

Die hypothetiſche Urtheilsform entſpricht dem Prinzip des zureichenden Grundes, oder

iſt eine Anwendung dieſes allgemeinen Denkgeſetzes auf beſondere Fälle. Wenn man die Erkenntniſſe nach ihrer Abhängigkeit denkt, ſo geſchieht es in dieſer Urtheilsform. Da unſere Gedanken nicht nur aufeinander folgen, ſondern im Bewußtſein auch auseinander ſich entwikkeln, und daher eine Erkenntniß der andern als Bedingung vorausgeht, wie dieſes beim Beweiſen und Ergründen derſelben zu Genüge erſichtlich iſt, ſo iſt das hypothetiſche Urtheilen eine ſehr wichtige Aeußerung des denkenden Verſtandes, welche bei allen Verrichtungen deſſelben wenn auch bewußtlos angewendet werden muß.

149

Das Verhältniß zwiſchen Grund und Folge, Bedingung und Bedingten, ſchließt auch das der Identität in ſich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, indem dieſes ſich über alles Denken verbreitet. Die Folge iſt ihrer Natur nach nicht verſchieden von ihrem Grunde, ſo wenig als die Wirkung von ihrer Urſache. Wie die Wirkung die Erſcheinung der Urſache, ſo die Folge die ihres Grundes. Blos im Denken werden ſie getrennt, von einander unterſchieden und wieder verbunden, die Nothwendigkeit, die Folge mit ihrem Grunde zu verbinden, beweiſt ſchon ihre weſentliche Einheit.

Das hypothetiſche Urtheil unterſcheidet ſich

von dem kathegoriſchen dadurch, daß durch dieſes die Beſchaffenheit irgend einer Erkenntniß oder das Verhältniß gewiſſer Vorſtellungen zu einander ſchlechthin ausgedrückt, durch das hypothetiſche aber zugleich der Grund angegeben wird, welcher den Verſtand beſtimmt, jenes Verhältniß gerade ſo und nicht anders zu denken.

150

Man urtheilt disjunctiv, wenn man einen Begriff durch die ſämmtlichen Theile ſeiner Sphäre nach ihrem beigeordneten Verhältniſſe beſtimmt. Die Begriffe bezeichnen die einer Vielheit gemeinſamen Eigenſchaften, und haben alſo einen Umfang; wenn nun die Theile des Umfanges vollſtändig angegeben werden, ſo geſchieht dieſes in der Form eines disjunctiven Urtheils; denn die Theile des Umfangs ſind ſich theils ähnlich, ſofern ſie demſelben Begriffe angehören, theils unähnlich, ſofern jeder ein anderer iſt, und neben den gemeinſamen auch von andern verſchiedene Merkmale hat; keiner iſt alſo unter dem andern enthalten oder ein Merkmal des andern, ſondern ſie ſchließen ſich wechſelſeitig aus. Dieſe Aehnlichkeit und Unähnlichkeit wird in der Sprache durch „entweder" — „oder" bezeichnet, d. h. die Glieder des Umfangs werden disjunctiv, theils verbunden und theils getrennt geſetzt. —

151

Ein disjunctives Urtheil hat die Form eines kathegoriſchen, ein Subject, und mehrere mit ihm verbundene Prädikate, nämlich die Theile ſeiner Sphäre; beide zuſammen machen alſo ſeinen Inhalt aus, und die Form beſteht in der Verbindung beider. Dieſe Form unterſcheidet ſich von der kathegoriſchen darin, daß durch jene der Umfang, durch dieſe der Inhalt eines Begriffs beſtimmt wird. Man bedient ſich daher dieſer Form, wenn man den vollſtändigen Umfang irgend eines Begriffs nach ſeinen Theilen, oder überhaupt wenn man den beſondern Zuſammenhang unter gewiſſen Vorſtellungen angeben will, vermöge welchem ſie als Theile der Sphäre eines Begriffs unter einander und mit den ihnen gemeimſamen Begriffen verbunden ſind.

152

In einem disjunctiven Urtheil wird öfters nicht der Begriff ſelbſt, ſondern blos ein unter ihm enthaltener Gegenſtand durch die Glieder des Umfangs jenes Begriffs beſtimmt, und dieſe Art disjunctiver Urtheile gründet ſich auf den Satz: daß der zur Sphäre eines Gattungsbegriffs gehörige beſondere Gegenſtand auch unter einem ſeiner Artbegriffe enthalten ſeyn müſſe; denn die Glieder des Umfangs verhalten ſich zu ihrer gemeinſamen Einheit wie Artbegriffe zu ihrem

Gattungsbegriffe; da nun alle Artbegriffe den ganzen Umfang des Gattungsbegriffs ausmachen, ſo muß auch ein dem Gattungsbegriffe untergeordnetes Individuum ein Theil des Umfangs eines ſeiner Artbegriffe ſeyn.

Bei dieſer Art von disjunctiven Urtheilen werden die Glieder der Sphäre des Begriffs mit dem Subjecte problematiſch verbunden, d. h. es wird unbeſtimmt gelaſſen, welchem Gliede der Subjectbegriff untergeordnet ſey. Bei der andern Art von disjunctiven Urtheilen dagegen werden die Theile des Umfangs nothwendig mit dem Subjectbegriffe verbunden, indem ein Begriff und die Theile ſeines Umfangs in einer nothwendigen Verbindung mit einander ſtehen.

153

Die disjunctive Urtheilsform ſteht unmittelbar unter dem Prinzip der Gemeinſchaft, oder des Zuſammenhangs aller Erkenntniſſe, und mittelbar unter den zwei andern Grundgeſetzen alles Denkens; in einem ſolchen Urtheil wird nur ein beſonderer Zuſammenhang unter gewiſſen Vorſtellungen ausgedrückt, der nämlich unter den Gliedern des Umfangs eines Begriffs und mit dem Begriffe ſelbſt ſtatt findet; es iſt eine beſondere Gemeinſchaft der Begriffe untereinander nach ihrer Unter- und Beiordnung, und dieſe beſondere Verbindung gründet ſich wieder auf das wechſelſeitige Verhältniß der ihnen entſprechenden

Gegenſtände in der wirklichen Welt, in welcher bei der Unterordnung auch ein verbundenes Nebeneinander- und Zugleichſein ſtatt findet, z. B. rückſichtlich der Geſtirne, der Pflanzen- und Thierarten, der menſchlichen Chraktere und Sitten, u. ſ. w.

154

Die bisher erörterten drei Urtheilsformen ſind urſprüngliche und ohngeachtet ihrer Verwandtſchaft doch zugleich von einander verſchiedene Thätigkeitsformen des Verſtandes, welche nicht mit einander zu verwechſeln ſind, weil eine jede eine beſondere Art der Verbindung der Begriffe untereinander ausdrückt. Es iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn eine gewiſſe Art von Vorſtellungen blos nach der kathegoriſchen, eine andere nach der hypothetiſchen und eine dritte nach der disjunctiven Form könnte gedacht werden, vielmehr ſind alle Erkenntniſſe nach den drei Formen beſtimmbar, und es kommt nur dabei auf die Beziehung an, nach welcher wir ſie betrachten. So wie alles Wiſſen unter den drei Prinzipien alles Denkens ſteht, ſo kann auch jedes Beſondere nach dieſer dreifachen Rückſicht beurtheilt werden.

b

Verhältniſſe der Urtheile nach ihrem möglichen Inhalte.

155

Zeither wurden die Urtheile blos formell betrachtet, ſofern ihnen gemäß die Beziehungen aller Erkenntniſſe vom Verſtande gedacht, und in der Sprache ausgedrückt werden. Berückſichtigt man zugleich ihren möglichen Inhalt und die dadurch bedingten Veränderungen der Formen, ſo ergeben ſich noch andere Beſtimmungen derſelben, welche auf ihren richtigen und zweckmäßigen Gebrauch einen großen Einfluß haben. Es gehört dieſe Betrachtung noch zur allgemeinen Denklehre, ſofern ſie ſich nicht auf den Inhalt beſonderer Erkenntniſſe, ſondern auf den allgemein möglichen überhaupt bezieht.

156

Rückſichtlich des Inhalts unterſcheidet man zuſammengeſetzte Urtheile von einfachen, und verſteht unter jenen ſolche, welche ſich in mehrere Urtheile von gleicher Form auflöſen laſſen, dergleichen es nach den drei möglichen Urtheilsformen giebt, z. B. zuſammen geſetzte kathegoriſche ſind, wenn mehrere Subjecte mit mehrern Prädikaten, oder ein Subject mit mehrern Prädikaten, oder mehrere Subjecte mit einem Prädikate verbunden werden. In einem hypothe-

tiſchen Urtheil dieſer Art werden mehrere von einander getrennte Vorderſätze mit einem Nachſatze, oder ein Vorderſatz mit mehrern Nachſätzen oder mehrere getrennte Vorderſätze mit mehrern Nachſätzen verbunden. In einem zuſammengeſetzten disjunctiven Urtheile wird ein Begriff entweder beſtimmt durch die Glieder ſeiner Sphäre nach verſchiedenen Eintheilungsgründen, oder mehrere einem Begriffe untergeordnete Gegenſtände werden beſtimmt durch die Glieder der Sphäre ihres gemeinſamen Begriffes, oder endlich durch die Glieder der Sphäre ihres Begriffs nach ſeinen verſchiedenen Eintheilungsgründen.

Die Logiker unterſcheiden noch andere Arten von zuſammengeſetzten Urtheilen, die ſie verſteckte nennen, weil man ſie erſt auseinander ſetzen muß, um ihre einfachen Urtheile zu finden; hieher gehören die Ausſchließungs- und Ausnahmsſätze, die Einſchränkungs- und Verdoppelungsurtheile.

157

Vergleicht man bei kathegoriſchen Urtheilen Subject und Prädikat, um ihre Verhältniſſe zu einander einzuſehen, ſo laſſen ſich dieſe Urtheile noch in verſchiedener Beziehung von einander unterſcheiden.

Sieht man auf das Verhältniß des Prädikats zum Umfange des Subjects, ſo wird es

dieſem entweder nach ſeinem ganzen Umfange oder nach einem Theile deſſelben beigelegt, und das Urtheil iſt entweder ein allgemeines oder ein beſonderes. Sieht man auf das Verhältniß des Prädikats zum Inhalte des Subjects, ſo gehört es entweder zu demſelben oder nicht, und die Urtheile werden in dieſer Rückſicht in bejahende und verneinende eingetheilt.

Die Logiker nennen die Eintheilung der kathegoriſchen Urtheile nach dem Verhältniſſe des Prädikats zum Umfange des Subjects die Quantität, und die andere nach der Beziehung des Prädikats zum Inhalte des Subjects ihre Qualität.

158

Wenn man auf die Quantität und Qualität der kathegoriſchen Urtheile zugleich ſieht, ſo laſſen ſie ſich eintheilen in allgemein und beſonders bejahende, und in allgemein und beſonders verneinende.

In einem allgemein bejahenden Urtheil muß, wenn es wahr ſeyn ſoll, das Prädikat entweder einen gleich großen Umfang mit dem Subjecte haben, oder einen größern; im erſten Falle iſt es ein identiſches Urtheil, und Subject und Prädikat ſind Wechſelbegriffe, im zweiten gehört das Subject zum Umfange des Prädikatbegriffs und iſt alſo dieſem untergeordnet. In einem beſonders bejahenden Urtheile iſt der

Subjectbegriff, ohne Einſchränkung gedacht, von größerem Umfange als das Prädikat, und wird deßwegen bis auf den Theil ſeines Umfangs eingeſchränkt, welcher dem Prädikat untergeordnet werden kann.

In einem allgemein verneinenden Urtheile wird das Prädikat vom ganzen Umfange des Subjects ausgeſchloſſen, beide werden nach ihrem ganzen Umfange von einander verneint, und daher auch in demſelben Umfange genommen. Die beſonders verneinenden Urtheile ſind ſehr unbeſtimmt, weßwegen es ſchwer iſt, das Verhältniß des Subject- und Prädikatbegriffs zu einander beſtimmt anzugeben. Das Prädikat wird nur von einem Theile der Sphäre des Subjects verneint, es iſt alſo möglich, daß es von einem andern Theile derſelben bejaht wird.

159

Vergleicht man die kathegoriſchen Urtheile nach ihrem Inhalte überhaupt, ſo ſind ſie entweder gleichartig oder verſchiedenartig. Von zwei der Materie nach gleichartigen, der Quantität nach aber verſchiedenen nennt man das eine ein allgemeines — ſubalternirendes — das andere ein beſonderes — ſubalternirtes. Sind zwei Urtheile ganz übereinſtimmend, ſo heißen ſie gleichgeltend.

Die ungleichartigen ſind entweder blos verſchiedene, oder zugleich entgegengeſetzte; die

blos verſchiedenen ſind jene, von denen ein jedes einen andern Inhalt ohne Beziehung auf einander hat; entgegengeſetzt aber ſind ſie, wenn ihr Inhalt zwar gleichartig, ihre Qualität aber verſchieden iſt.

Die Entgegenſetzung der kathegoriſchen Urtheile iſt dreifacher Art: 1) kontradiktoriſch, 2) konträr, 3) ſubkonträr. Widerſprechend ſind die kathegoriſchen Urtheile, wenn das eine das andere aufhebt, aber nicht mehr enthält, als nothwendig iſt, das Andere aufzuheben. — Konträr ſind jene, wo das eine das andere nicht blos aufhebt, ſondern noch etwas Beſonders ſetzt. — Subkonträr ſind partikuläre Urtheile, welche einerlei Subjecte und Prädikate, aber eine verſchiedene Qualität haben.

160

Man kann die kathegoriſchen Urtheile auch umkehren, wenn man das Subject an die Stelle des Prädikats und dieſes an die Stelle des Subjects ſetzt. Dieſes geſchieht zuweilen, um das Verhältniß beider zu einander und die daraus abzuleitenden andern Sätze leichter einzuſehen.

Die Umkehrung der kathegoriſchen Urtheile iſt doppelter Art, entweder mit unveränderter oder veränderter Quantität, oder Qualität, oder beider zugleich — *conversio simplex* und *conversio p. accidens* — Rückſicht-

lich der Umkehrung der Urtheile gelten folgende Regeln:

1) Allgemein bejahende und identiſche Urtheile laſſen ſich unverändert umkehren, weil Subject- und Prädikatbegriff von gleichem Inhalte und Umfange ſind.

2) Allgemein bejahende nicht identiſche Urtheile werden bei der Umkehrung partikular, weil der Prädikatbegriff von größerem Umfange als der des Subjects iſt.

3) Allgemein verneinende bleiben bei der Umkehrung unverändert, weil Subject und Prädikat wechſelſeitig von einander verneint werden können.

4) Partikular bejahende können allzeit wieder in ſolche umgekehrt werden, ſie können aber auch allgemein bejahende werden, wenn das Subject ein Gattungsbegriff des Prädikats iſt.

5) Ein partikular verneinendes Urtheil wird bei der Umkehrung ein bejahendes von gleicher Quantität, indem die Negation zum Subject geſetzt wird.

6) Wenn man bei der Umkehrung eines bejahenden Urtheils ſowohl dem Prädikat als dem Subject eine Negation beiſetzt, ſo nennt man das aus der Umkehrung entſtandene Urtheil ein kontraponirtes.

161

Die meiſten der zeitherigen Erörterungen und Beſtimmungen rückſichtlich der kathegoriſchen

Urtheile laſſen ſich nicht auf die hypothetiſchen und disjunctiven anwenden, wenn man nicht in erkünſtelte Spielereien verfallen will; denn dieſe Urtheile haben einen ganz verſchiedenen Zweck und ſetzen ganz andere Verhältniſſe unter den Vorſtellungen, z. B. wenn man ſie analogiſch mit den kathegoriſchen nach Quantität und Qualität betrachten wollte, ſo müßten dieſe Beſtimmungen in einer ganz veränderten Bedeutung genommen werden; es würde auch ohne allen Gewinn für die Ergründung des Wahren ſeyn, und noch dazu das klare Denken verdunkeln.

162

Die Form der Urtheile richtet ſich immer nach dem Verhältniſſe der zu verbindenden Vorſtellungen, und wenn dieſes zuvor ausgemittelt iſt, läßt ſich auch zuerſt jene beſtimmen. Aus der bloßen Form eines Urtheils aber läßt ſich weder die Wahrheit noch Falſchheit deſſelben erkennen; denn ſie drückt nichts als die Geſtaltung des Inhalts, oder das eigenthümliche Verhältniß der verbundenen Vorſtellungen aus. Inhalt und Form unſerer Erkenntniſſe ſtehen alſo in einer weſentlichen Beziehung; jeder beſtimmte Inhalt eines Urtheils fordert gerade dieſe beſtimmte Form, und dieſe Form ein ihr angemeſſenes Verhältniß der Vorſtellungen; daher heiſt ein Urtheil nur dann wahr, wenn beide, Inhalt und Form, mit einander überein-

ſtimmen. Da nun den drei urſprünglichen Urtheilsformen drei verſchiedene Verhältniſſe von Vorſtellungen entſprechen, ſo iſt es auch nicht gleichgültig, welche von den Urtheilsformen man bei einem jeden beſtimmten Verhältniſſe gebraucht. —

V.

Von den Schlüſſen.

a

Begriff des Schließens.

163

Jede Verſtandeserkenntniß iſt bedingt durch Begriffe und ihre Beziehung auf die dadurch zu erkennenden Dinge, und jede wird vom Verſtande in der Form eines Urtheils ausgedrückt. Dieſes iſt auf doppelte Weiſe möglich: entweder iſt das Verhältniß der in einem Urtheile begriffenen Vorſtellungen zu einander für ſich einleuchtend oder nicht; iſt jenes, ſo werden ſie geradezu verbunden, und das Urtheil heißt ein unmittelbares oder ein Urtheil ſchlechthin. Iſt dieß aber nicht der Fall, ſondern bedarf es noch anderer Erkenntniſſe, um das Verhältniß der Begriffe zu einander einzuſehen, ſo heißt das dadurch bedingte und erreichbare Urtheil ein mittelbares und in ſeinem Zuſam-

menhange mit ſeiner Bedingung oder mit den vermittelnden Urtheilen ein Schluß.

164

Wenn alſo das Schließen die Vermittlung der beſtimmten Einſicht in eine vorläufig noch ungewiſſe Erkenntniß durch eine ſchon gewiſſe iſt, ſo fragt ſich: wie iſt es denkbar, daß eine problematiſche Erkenntniß durch Hülfe einer gewiſſen gleichfalls in eine gewiſſe, d. h. in eine aſſertoriſche, oder vielmehr apodictiſche verwandelt werde? dieſes gründet ſich auf folgende allgemeingültige Vorausſetzungen:

1) Es muß ein innerer Zuſammenhang unter den Erkenntniſſen zufolge des Grundgeſetzes der Gemeinſchaft ſtatt finden, weil ſonſt der im Schließen gedachte ein blos eingebildeter und kein wirklicher ſeyn würde.

2) Allem Schließen liegt das Geſetz zu Grunde, daß jede problematiſche Erkenntniß, welche mit einem anerkannt wahren Wiſſen weſentlich zuſammenhängt, ſelbſt wahr, und die einem wahren Wiſſen widerſtreitende Erkenntniß ſelbſt falſch ſeyn müſſe; dieſes Geſetz aber iſt eine unmittelbare Folge aus dem Prinzip der Identität, welches ein abſolutes und für ſich einleuchtendes Grundgeſetz unſers Geiſtes iſt.

165

So viele urſprüngliche Arten von Verbindungen der Erkenntniſſe unter einander es nun

giebt, zufolge welcher die Wahrheit oder Falſchheit derſelben eingeſehen werden kann, ſo viele urſprüngliche Schlußarten ſind auch möglich; nun giebt es aber gemäß den drei Prinzipien des Denkens und den ihnen entſprechenden möglichen Beziehungen der Begriffe nur drei urſprüngliche Verbindungen der Erkenntniſſe mit einander, alſo auch nur drei reine Arten von Schlüſſen. Denn 1) wird die Verbindung der Erkenntniſſe nach dem Grundgeſetze der Identität, 2) nach dem des zureichenden Grundes und 3) nach dem der Gemeinſchaft eingeſehen.

166

Jede dieſer Schlußarten beruht wie alles Denken auf beſtimmten Geſetzen, und die denſelben entſprechende Verbindung der Begriffe unter einander bildet die Schlußform. Es giebt alſo ſo viele verſchiedene Schlußformen, als verſchiedene Verbindungen der Erkenntniſſe möglich ſind, nämlich drei, und da die Schlüſſe aus Urtheilen zuſammengeſetzt ſind, ſo bezeichnet man ſie auch nach dieſen als kathegoriſche, hypothetiſche und disjunctive Schlüſſe.

b

Unmittelbare und mittelbare kathegoriſche Schlüſſe.

167

Der kathegoriſche Schluß gründet ſich auf das Prinzip der Identität oder des Widerſpruchs, gemäß denen man in jener Form die Wahrheit oder Falſchheit eines Urtheils ausmittelt. Man theilt die Schlüſſe dieſer Art gewöhnlich ein in unmittelbare und mittelbare, und nimmt den Eintheilungsgrund her von der Menge der Begriffe oder Urtheile, welche man zur Bildung ihrer Form nöthig hat, es findet aber nur ein formeller, nicht ein weſentlicher Unterſchied unter ihnen ſtatt. Ein unmittelbarer Schluß beſteht aus zwei, ein mittelbarer aus drei Urtheilen, beiden aber liegen dieſelben Prinzipien zu Grunde. Die meiſten unmittelbaren Schlüſſe ſind bedingt durch die bloße Veränderung der Form eines Urtheils, welche in der Geſtalt eines Schluſſes ausgedrückt wird; ſie beſtehen aus analytiſchen Urtheilen, und das gefolgerte iſt entweder als eine Theilvorſtellung in dem andern ſchon enthalten, oder es iſt daſſelbe, aus welchem es gefolgert wird, aber in veränderter Form. Die mittelbaren dagegen werden in drei Urtheilen ausgedrückt, und das abgeleitete unterſcheidet ſich zum Theil auch dem

dem Inhalte nach von denen, mit welchen es in Verbindung gebracht wird.

168

Man kann unmittelbar ſchließen 1) von der Wahrheit eines allgemeinen Satzes auf die Wahrheit eines ihm untergeordneten beſondern, und von der Falſchheit eines beſondern Satzes auf die Falſchheit des allgemeinen, unter welchem er ſteht.

2) Von der Wahrheit eines Urtheils auf die Falſchheit des ihm kontradictoriſch entgegen geſetzten und umgekehrt von der Falſchheit des einen auf die Wahrheit des andern.

3) Bei konträr entgegengeſetzten Urtheilen kann man von der Wahrheit des einen auf die Falſchheit des andern, nicht aber umgekehrt ſchließen.

4) Unmittelbare Schlüſſe laſſen ſich auch bilden durch regelmäßige Umkehrung der kathegoriſchen Urtheile; daher kann man *a*) aus einem allgemein bejahenden identiſchen Urtheile wieder ein ſolches, und *b*) aus einem allgemein bejahenden nicht-identiſchen ein partikulär bejahendes, *c*) aus einem allgemein verneinenden wieder ein allgemein verneinendes, *d*) aus einem partikulär bejahenden gleichfalls ein ſolches, zuweilen auch ein allgemein bejahendes (§. 160 4) und endlich *e*) aus einem partikulär verneinenden ein beſonders bejahen-

des, ſofern man die Negation zum Subject ſetzt, ableiten; da aber dadurch auch der Sinn des Urtheils verändert wird, ſo kann man es eigentlich nicht zu den unmittelbaren Schlüſſen rechnen.

169

Man ſchließt mittelbar in kathegoriſcher Form, wenn man die Wahrheit oder Falſchheit eines Urtheils dadurch darthut, daß man zeigt, wie daſſelbe mit einem andern ſchon als wahr eingeſehenen weſentlich verwandt ſey, oder demſelben widerſpreche, weil, was mit einem wahren oder falſchen Urtheile weſentlich zuſammenhängt, ſelbſt wahr oder falſch, und, was einem wahren oder falſchen Urtheil widerſpricht, auch falſch oder wahr ſeyn muß.

Der Bau eines unmittelbaren kathegoriſchen Schluſſes ſtellt ſich in der Sprache in drei Urtheilen dar, in welchen das Verhältniß der darin enthaltenen Begriffe zu einander ſich in einer allgemeinen Formel folgender Weiſe ausdrücken läßt:

	$M = P$	oder	$M =$ nicht P.
	$S = M$		$S = M$.
alſo	$S = P$	alſo	$S =$ nicht P.

S bezeichnet das Subject des auszumittelnden Urtheils, P das Prädikat, durch welches S beiahend oder verneinend beſtimmt werden ſoll, M den Mittelbegriff, durch deſſen Hülfe man einſieht, wie P ſich zu S verhält; das Urtheil $M=P$

oder = nicht *P* heißt der Oberſatz; *S* = *M* der Unſatz; beide zuſammen nennt man Vorderſätze oder Prämiſſen, und *S* = *P* oder = nicht *P* den Schlußſatz.

M iſt jedesmal der Gattungsbegriff von *S* und daher ein weſentliches Merkmal deſſelben.

170

Das einem jeden kathegoriſchen Schluſſe zu Grunde liegende Denkgeſetz iſt folgendes: Was dem Gattungsbegriffe oder Merkmal eines Gegenſtandes zukommt oder widerſpricht, das kommt auch zu oder widerſpricht den Gegenſtänden ſelbſt — *nota notae est nota rei ipsius* — *repugnans notae repugnat rei ipsi.* — Wenn alſo *P* dem *M* zukommt, muß es auch ein Prädikat des *S* ſeyn; widerſpricht *P* dem *M*, muß es auch dem *S* widerſprechen.

Um bei einem problematiſchen Urtheil den Gattungsbegriff des Subjects, und deſſen Verhältniß zu dem Prädikat des Urtheils zu finden, löſt man den Subjectbegriff in ſeine Merkmale auf, und vergleicht ſie mit *P*, findet man eines, deſſen Verhältniß zu *P* man einſieht, ſo iſt dieſes der Mittelbegriff und zugleich Gattungsbegriff des *S*; denn jeder Begriff iſt ein Theil der Sphäre von einem jeden ſeiner Merkmale.

171

Die beſondern einem kathegoriſchen Schluſſe zu Grunde liegenden Regeln laſſen ſich aus der

im §. 179 aufgeſtellten Formel ableiten, und ſind folgende:

1) In jedem reinen kathegoriſchen Schluſſe können nur drei Begriffe vorkommen, von denen zwei ſich zu einander verhalten, wie Gattungs- und Artbegriff, oder wie ein Merkmal zu ſeinem Begriffe.

2) Da das Subject des Oberſatzes ſich zu dem des Unterſatzes wie ein Gattungsbegriff zu ſeinem Artbegriffe verhält, ſo muß der Oberſatz relativ auf den Unterſatz ein allgemeines kathegoriſches Urtheil ſeyn, weil die Quantität eines Urtheils ſich nach dem Umfange des Subjectbegriffs richtet. Auf zwei partikulare Prämiſſen kann kein Schluß gegründet werden.

3) Der Unterſatz muß jedesmal bejahend ſeyn, weil das Prädikat ein Merkmal des Subjectbegriffs iſt.

4) Die Quantität des Schlußſatzes richtet ſich nach der des Unterſatzes, weil beide dieſelben Subjectbegriffe haben.

5) Die Qualität des Schlußſatzes richtet ſich nach der des Oberſatzes, weil ſich *P* eben ſo zu *S* verhalten muß, wie es ſich zu *M* verhält.

6) Der Mittelbegriff darf niemals im Schlußſatze vorkommen.

172

Der kathegoriſche Schluß beſteht blos in der Auflöſung eines problematiſchen oder fraglichen

Urtheils, wie die ganze Structur deſſelben hinlänglich zeigt; die Erkenntniß wird alſo dadurch nicht erweitert, indem außer *S* und *P* kein neuer Begriff dadurch gewonnen wird, und *M* ſchon als Merkmal in *S* liegt. Es dient alſo nur dazu, eine noch dunkle Erkenntniß deutlich zu machen, nicht aber eine neue zu erwerben.

173

Die Möglichkeit der beſtimmten Erkenntniß des Schlußſatzes beruht auf der Einſicht des Verhältniſſes des *P* zu *M* im Oberſatze; da nun letztere nicht durch den Schluß ſelbſt bedingt iſt, ſondern durch einen von dem ganzen Schluſſe unabhängigen Grund, welcher nach der Beſchaffenheit der zu verbindenden Begriffe aus der Erfahrung oder Vernunft oder aus beiden zugleich genommen werden muß, ſo ergiebt ſich auch, daß dieſe Schlußform nicht geeignet ſey, objective Wahrheit zu ergründen, ſondern die ſchon auf irgend einem andern Wege erkannte nur darzuſtellen, und deutlich zu machen; was man bereits weiß, läßt ſich in dieſer Form deutlich ausſprechen. Es iſt daher ein Irrthum, zu glauben, durch ſolche Schlußformen laſſe ſich die Wahrheit entdecken, oder man könne ſich ihrer zum Beweiſe objectiver Erkenntniſſe bedienen; ſie ſind blos dialectiſche Hülfsmittel, das auf andere Weiſe ſchon Erkannte verſtändlich zu machen.

174

Dieſe kathegoriſche Schlußform iſt auch nicht brauchbar, um Gegenſtände durch individuelle Eigenſchaften bejahend oder verneinend zu beſtimmen; denn da *P* immer im Verhältniß geſetzt wird zu *M* oder zu dem Gattungsbegriffe von *S*, dem Gattungsbegriffe aber eine individuelle Beſtimmung weder bejahend noch verneinend kann beigelegt werden, ſo läßt ſich auch ein ſolches Urtheil, in welchem ein Gegenſtand durch individuelle Merkmale beſtimmt werden ſoll, nicht in der Form eines ſolchen kathegoriſchen Schluſſes darſtellen. Zur Erörterung dergleichen ſpeziellen Erkenntniſſe muß man die Anſchauung, die Induction und Analogie zu Hülfe nehmen. *)

175

Da nicht alle kathegoriſchen Schlüſſe in der einzig regelmäßigen § 169 aufgeſtellten Form ausgedrückt, ſondern die Begriffe theils verſetzt, theils zuſammen gezogen werden, und dadurch die Erkenntniß mehr verdunkelt als verdeutlicht wird, ſo iſt es nothwendig, ſolchen verſteckten Schlüſſen

*) Die Geſchichte der Philoſophie lehrt, welche Irrthümer dadurch erzeugt worden ſind, daß man blos durch die Hülfe ſolcher Schlußformen ein individuelles Wiſſen gewinnen zu können wähnte; daher ſagt Baco ganz richtig: Syllogismus ad principia ſcientiarum non adhibetur, ad media axiomata fruſtra adhibetur, cum ſit ſubtilitati naturae longe impar. *Aphoris. XIII. in novo organo.*

wieder die regelmäßige Form zu geben, um einzuſehen, ob die Schlüſſe richtig oder falſch ſind. Es war eine Zeit, wo es Sitte unter den Philoſophen geweſen, dergleichen verwickelte Schlußformen zu erfinden, um den Scharfſinn in der Entwirrung derſelben zu üben; ja man hat die Kunſt in ein Syſtem gebracht, ſolche verſteckte Schlüſſe zu bilden, und ſie zu verbeſſern. In neuern Zeiten hat Kant ihrer Prüfung eine eigene Abhandlung gewidmet, wovon das Reſultat iſt, daß die zeither auseinander geſetzte die einzig regelmäßige ſey, und einige andere nur ſofern dafür gelten können, als ſie ſich auf dieſe zurückbringen laſſen. Man nennt ſolche verwickelte Schlüſſe vermiſchte — *ratiocinia impura* — *hybrida*.

176

Es giebt außer den ganz regelmäßigen noch drei andere kathegoriſche Schlußformen, welche durch Verſetzung und Umkehrung der einen oder der beiden Prämiſſen ſich in die erſte Figur verwandeln laſſen; ſie entſtehen durch Verſetzung des Mittelbegriffs, welcher entweder in beiden Prämiſſen die Stelle des Prädikats oder des Subjects, oder im Oberſatze die Stelle des Prädikats und im Unterſatze die Stelle des Subjects einnimmt. Mit der erſten regelmäßigen giebt es alſo im Ganzen folgende vier kathegoriſche Schlußformen:

I.	II.	III.	IV.
M = P	P = nicht M	M = P	P = nicht M
S = M	S = M	M = S	M = S
S = P	S = nicht P	S = P	S = nicht P

Die drei letzten Figuren werden durch Umkehrung der Urtheile, wodurch der Mittelbegriff wieder ſeine geſetzmäßige Stellung erhält, in die erſte Figur verwandelt.

177

Die Stellung der Begriffe in der erſten unregelmäßigen kathegoriſchen Schlußform iſt folgende:

P = nicht M	Gebildete Menſchen lügen nicht,
S = M	Alle falſchen Menſchen lügen,
S = nicht P	Alſo ſind falſche Menſchen nicht gebildete Menſchen.

Der Mittelbegriff nimmt im Oberſatze die Stelle des Prädikats ſtatt der des Subjects ein; durch Umkehrung erhält er ſeine regelmäßige Stellung. Damit er ein allgemeiner Satz bleibe, muß er entweder identiſch oder verneinend ſeyn; iſt er bejahend, ſo wird er kontraponirt, in beiden letztern Fällen alſo iſt der Schlußſatz negativ.

Die dieſer Figur zu Grunde liegende Regel iſt: Wenn ein Merkmal eines Begriffs einem Gegenſtande widerſpricht, ſo widerſpricht auch der Begriff ſelbſt dem

Gegenſtande, und umgekehrt, der Gegenſtand widerſpricht dem Begriffe jenes Merkmals. Denn zwei ſich widerſprechende Vorſtellungen widerſprechen ſich wechſelſeitig nach ihrem ganzen Umfange. In dem angeführten Beiſpiele iſt das Lügen ein Merkmal eines falſchen Menſchen, jenes widerſpricht dem Begriffe eines gebildeten Menſchen, alſo muß auch der Begriff, von welchem das Lügen ein Merkmal iſt, nämlich der eines falſchen Menſchen, dem Begriffe eines gebildeten Menſchen widerſprechen, und umgekehrt.

178

Die Stellung der Begriffe in der zweiten unregelmäßigen Schlußform iſt:

$M = P$	Die Thiere ſind vernunftlos,
$M = S$	Die Thiere ſind lebende Geſchöpfe,
$S = P$	Alſo ſind einige lebende Geſchöpfe vernunftlos.

Die dieſer zweiten Figur zu Grunde liegende Regel iſt: Das Merkmal einer Vorſtellung iſt auch das Merkmal eines Theils der Sphäre des Gattungsbegriffs jener Vorſtellung, oder: was einer Vorſtellung zukommt oder widerſpricht, das kommt zu oder widerſpricht auch einem Theile der Sphäre jenes Begriffs, unter welchem die Vorſtellung enthal-

ten iſt. Im obigen Beiſpiel iſt „vernunftlos" ein Merkmal des Begriffs „Thier", alſo auch ein Merkmal „eines Theils" des Gattungsbegriffs vom Thier, nämlich des Begriffs „lebendes Geſchöpf", indem der Begriff „Thier" einen Theil des Umfangs des Begriffs „lebendes Geſchöpf" ausmacht.

179

Die Form der dritten unregelmäßigen Schlußfigur iſt:

P=nicht *M*	Ein tapferer Mann iſt nicht furchtſam,
M=*S*	Einige Furchtſame ſind Betrüger,
S=nicht *P*	Alſo ſind einige Betrüger nicht tapfer.

Hier müſſen beide Prämiſſen umgekehrt werden; der Oberſatz muß alſo entweder ein allgemein verneinendes, oder ein allgemein bejahendes identiſches Urtheil ſeyn, damit es bei der Umkehrung ein allgemeines Urtheil bleibe. Der Unterſatz muß ein beſonders bejahender ſeyn. Dieſer Schlußform liegen die Regeln der beiden erſten unregelmäßigen Figuren zu Grunde.

180

Aus den zeitherigen Erörterungen leuchtet ein, daß alle kathegoriſchen Schlüſſe auf dem Verhältniſſe der Begriffe und ihrer Merkmale zu einander beruhen; ihre Wahrheit iſt alſo be-

dingt durch die richtige Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, dieſe aber ſetzt eine gründliche Erforſchung und Beſtimmung der Begriffe voraus, ehe man ihre Beziehungen unter einander in Schlußformen ausdrücken kann. Alles kommt alſo darauf an, daß die Begriffe richtig aufgefaßt und beſtimmt gedacht werden, ſonſt entſteht durch den Gebrauch der ſyllogiſtiſchen Figuren bloß eine eitle Spielerei mit Begriffen.

Die Anwendung der unregelmäßigen Schlußformen nennt Kant eine falſche Spitzfindigkeit, und erkennt blos die erſte als die einzig gültige und dem Zwecke des Schließens angemeſſene an; denn es ſey der Zweck der Denklehre, nicht zu verwickeln, ſondern aufzulöſen, nicht verdeckt, ſondern anſchaulich und deutlich das Gedachte vorzutragen.

c

Hypothetiſche Schlußform.

181

Man ſchließt hypothetiſch, wenn man die Beſtimmung der Gegenſtände durch Begriffe gemäß dem Prinzip des zureichenden Grundes darthut, oder wenn man die Gründe angiebt, die uns im Denken beſtimmen, gewiſſe Begriffe auf Gegenſtände zu beziehen.

Die Form dieſes Schluſſes iſt folgende: Ein jeder hypothetiſche Schluß beſteht wie der kathegoriſche aus drei Urtheilen, aus zwei Prämiſſen und einem Schlußſatz. Der Oberſatz iſt ein hypothetiſches Urtheil, die beiden andern ſind kathegoriſche; im Unterſatze wird entweder das Antecedens des Oberſatzes bejaht oder verneint, und dann im Schlußſatze auch das Konſequens des Oberſatzes, oder im Unterſatze wird das Konſequens des Oberſatzes bejaht oder verneint, und dann im Schlußſatz auch das Antecedens.

182

Die dem Prinzip des zureichenden Grundes für die hypothetiſchen Schlüſſe entſprechenden Regeln ſind überhaupt folgende:

1) Wenn der zureichende Grund geſetzt wird, ſo muß auch deſſen Folge geſetzt werden; 2) wenn jener verneint wird, ſo muß auch dieſe verneint werden; 3) wenn die Folge bejaht wird, ſo muß auch ihr Grund bejaht werden, und 4) wenn die Folge verneint wird, muß auch ihr Grund verneint werden. Denn Grund und Folge ſind untrennbar, und keines kann ohne das andere ſeyn und gedacht werden. Wie zwiſchen Urſache nnd Wirkung, ſo iſt auch zwiſchen Grund und Folge eine weſentliche Verbindung, und wie die Wirkung die erſcheinende Urſache ſelbſt iſt, ſo auch die Folge der offenbar gewordene Grund.

Es muß zwar der Grund vor der Folge gedacht werden, und in einem hypothetiſchen Schluſſe ſollte jener immer die Stelle des Antecedens einnehmen: allein es giebt Fälle, wo der Sprachgebrauch eine Verſetzung erlaubt, und der Grund die Stelle des Konſequenz einnimmt; wenn nun in dieſem Falle von der Bejahung oder Verneinung des Konſequenz auf die Bejahung oder Verneinung des Antecedens geſchloſſen wird, ſo gehört ein ſolcher Schluß zu der erſten hypothetiſchen Schlußform. *)

183

Bei den hypothetiſchen Schlüſſen kommt es vorzüglich darauf an, den zureichenden Grund der Folge aufzufinden, und mit dem Grunde die ihm entſprechende Folge zu verbinden; findet in der einen oder andern Rückſicht ein Mangel ſtatt, ſo können auch die im vorigen § angegebenen Regeln bei den hypothetiſchen Schlüſſen nicht nach ihrer ganzen Ausdehnung angewendet werden; wenn

*) Manche Logiker halten die hypothetiſche Schlußart von der Verneinung der Folge auf die des Grundes für zweckwidrig, weil eigentlich die Ausmittlung der Folge, ihre Bejahung oder Verneinung der Zweck der hypothetiſchen Schlüſſe ſey. Allein das iſt eine widernatürliche Beſchränkung dieſer Schlußart; denn oft will man gerade aus dem Nicht-Daſein der Folge das Nichtſein des Grundes darthun: z. B. wenn eine Entzündung vorhanden wäre, ſo müßte auch ein Fieber ſich zeigen, nun aber zeigt ſich kein Fieber; alſo kann auch keine Entzündung daſein u. ſ. w.

z. B. eine Erſcheinung mehrere Gründe haben kann, ſo läßt ſich nicht von der Negation des einen Grundes auf die Negation der Folge, oder von dem Setzen der Folge auf das Daſein eines beſtimmten einzelnen Grundes aus der Vielheit der möglichen Gründe ſchließen.

Die Gründe und Folgen müſſen immer aus der Natur der Gegenſtände hergenommen werden, worauf ſie ſich beziehen; was ſich im Allgemeinen darüber ſagen läßt, genügt nicht, um in beſondern Fällen gegen Irrthümer geſichert zu ſeyn. Gründliche und ſoviel möglich allſeitige Kenntniß des Gegenſtandes iſt eine unerläßliche Forderung bei allem Schließen. Was die Logik darüber ſagen kann, betrifft blos die allgemeine Form, dieſe aber iſt jederzeit abhängig von dem Inhalte, d. h. von dem wirklichen Verhältniſſe der zu verbindenden Vorſtellungen zu einander.

184

Der hypothetiſche Schluß unterſcheidet ſich von dem kathegoriſchen dadurch, daß in dieſem nach dem Prinzip der Identität oder des Widerſpruchs gezeigt wird, das Prädikat komme dem Subjecte zu oder nicht; im hypothetiſchen dagegen wird auch noch der Grund angegeben, auf dem die Verbindung oder Nichtverbindung des Prädikats mit dem Subjecte beruht; dort wird nur auf das Daſein, hier auf den Grund

des Daſeins geſehen; bei dem kathegoriſchen Schluſſe geht man nicht über den Inhalt des Subjectbegriffs hinaus, ſondern zergliedert ihn, um deutlich zu machen, wie ſich ein beſtimmtes Prädikat zu demſelben verhalte; im hypothetiſchen ſucht man zugleich außer dem Subjecte einen Grund auf, welcher den Verſtand zwingt, ein Prädikat auf denſelben bejahend oder verneinend zu beziehen. Wie es zwei verſchiedene Betrachtungsweiſen eines Gegenſtandes ſind, 1) das Verhältniß der Accidenzen zu ihrer Subſtanz zu unterſuchen, und 2) auf die Urſachen zurückzugehen, wodurch jene bewirkt werden, ſo ſind auch die kathegoriſchen und hypothetiſchen Schlüſſe von einander verſchieden.

d

Disjunctive Schlußform.

185

Man gebraucht die disjunctive Schlußform, wenn man darthun will, welchem Gliede der Sphäre eines Begriffs irgend ein dem Begriffe untergeordneter Gegenſtand angehöre, oder überhaupt, wenn man zeigen will, zu welchem Theile des Umfangs eines Begriffs irgend ein Gegenſtand gehöre. Zufolge des Prinzips des wechſelſeitigen Zuſammenhangs aller Erkennt-

niſſe werden hier in einem beſtimmten Fall die dem Umfange des Begriffs entſprechenden Theilvorſtellungen nach ihrer Wechſelverbindung untereinander angegeben, und dann dasjenige Glied ausgehoben, welches auf den Gegenſtand bezogen werden muß.

Die Form dieſer Schlußart iſt folgende: ſie beſteht aus drei Urtheilen, von denen der Oberſatz ein gültiges disjunctives iſt; im Unterſatze wird entweder das Glied des Umfangs, welchem der zu beſtimmende Gegenſtand angehört, auf demſelben bezogen, und dann werden im Schlußſatze die andern verneint, oder im Unterſatze werden alle Glieder verneint, denen der Gegenſtand nicht angehört, und im Schlußſatze dasjenige, dem er angehört, auf ihn bezogen.

186

Die Nothwendigkeit dieſer Schlußform ergiebt ſich aus ihrem Begriffe oder Zwecke. Denn wenn ein beſonderer Gegenſtand irgend einem Gattungsbegriffe untergeordnet iſt, ſo muß er es auch einem ſeiner Artbegriffe ſeyn (§. 152); um aber zu wiſſen, welchem? ſo müſſen vorher alle Artbegriffe oder alle Glieder des Umfangs eines Gattungsbegriffs nach ihrem Verhältniſſe zu einander angegeben werden, und dieſes geſchieht in der Form eines disjunctiven Urtheils. Die Richtigkeit dieſes Urtheils vorausgeſetzt, ſo

folgt, daß einer der Artbegriffe, und zwar nur einer auf den zu beſtimmenden Gegenſtand könne bezogen werden; denn da er zu dem Umfange des Gattungsbegriffs gehört, und alle ihm untergeordneten Artbegriffe den ganzen Umfang deſſelben ausmachen, ſo muß er auch einem dieſer Artbegriffe angehören; er kann aber nur einem angehören, weil ſie ſich beigeordnet ſind und alſo einander ausſchließen.

Dieſem gemäß läßt ſich mittelſt der bezeichneten Schlußform der Artbegriff auf doppelte Weiſe darauf beziehen, entweder im Unterſatze geradezu, und dann werden im Schlußſatze die andern Artbegriffe verneint, oder im Unterſatze werden alle verneint bis auf denjenigen, dem der Gegenſtand angehört, und der dann im Schlußſatze aus dieſen bezogen wird.

187

Zu einem richtigen disjunctiven Schluſſe wird vor Allem ein gültiges disjunctives Urtheil erfordert, d. h. ein ſolches, in welchem alle Glieder der Sphäre irgend eines Begriffes nach ihrer wechſelweiſen Verbindung und Beiordnung angegeben ſind; denn wären nicht alle aufgefunden, ſo würde auch nicht folgen, daß der beſondere Gegenſtand einem derſelben angehören müſſe, und wenn eines der Glieder dem andern untergeordnet iſt, ſo kann man nicht alle bis auf Eins ausſchließen. Dieſe Schlußform ſetzt

alſo ſowohl eine beſtimmte Erkenntniß des ganzen Umfangs irgend eines Begriffs, als auch das Verhältniß des fraglichen Gegenſtandes zu den Theilen jenes Umfangs voraus, und nur wenn beide bekannt ſind, läßt ſie ſich gebrauchen.

Wie die disjunctive Urtheilsform ſich von der kathegoriſchen und hypothetiſchen unterſcheidet, ſo der disjunktive Schluß von den beiden andern Arten.

188

Die zeitherige Auseinanderſetzung der Schlußformen beſtättigt zu Genüge den in der Einleitung zur Denklehre ausgeſprochenen Satz, daß alle Denkformen nur dazu dienen, die auf irgend eine Weiſe bereits erkannten Wahrheiten verſtändlich auszuſprechen, nicht aber, um aus ihnen dieſelben zu erkennen. Der Verſtand muß ſich zwar ihrer beim Forſchen bedienen, aber ſie für ſich, ohne andere Hülfsmittel können ihm nicht die Erkenntniſſe der Dinge verſchaffen. —

e

Von den zuſammengeſetzten und von den trügeriſchen Schlüſſen.

189

Die geſprochene und ſchriftliche Darſtellung der Gedanken würde ſehr gezwungen und unvollkommen erſcheinen, wenn man ſie immer in den bisher auseinander geſetzten Formen ſchulgerecht vortragen wollte. Denn der menſchliche Geiſt iſt nicht bloßer Verſtand, und ſeine Anſprüche beſchränkeu ſich nicht auf ein formell richtiges Denken; auch ſein Gefühl für das Schöne und Gefällige will befriedigt ſeyn, weßwegen er ſeine Rede noch nach andern als bloß logiſchen Rückſichten ordnet, und letztere oft ſehr wenig bemerken läßt. Deſſen ohngeachtet liegen ſie allem Gedachten zu Grunde, und verhalten ſich zu den übrigen Erforderniſſen einer dem Geiſte genügenden Darſtellung, wie in der Mahlerei die Zeichnung zum Helldunkel, dem Perſpectiv und der Farbengebung, oder wie am menſchlichen Organismus die Proportion aller Gliedmaſſen und der Knochenbau zu den weichen Theilen, zur Farbe und Haltung des Körpers. Wenn daher gleich die logiſchen Formen bei dem Ausdrucke unſerer Gedanken nicht ſo ſichtbar ſind, wie etwa das Geäder auf einem magern Menſchenkörper, ſo müſſen ſie den-

ſelben doch zu Grunde liegen, und alles Gedachte muß ſich auf dieſelben zurückbringen laſſen, wenn es wahr und verſtändig gedacht ſeyn ſoll. —

190

Was die Anwendung der Schlußformen angeht, ſo erlauben der Sprachgebrauch und die durch Uebung erlangte Fähigkeit des Verſtandes eine Reihe von Gedanken ſchnell zu überſchauen, und aus dem Theile das Ganze zu erkennen, die Schlüſſe abzukürzen, und mehrere in einen zuſammenzuziehen. Man kürzt ſie ab, wenn man eine der Prämiſſen wegläßt, und nennt dann ſolche Schlüſſe verſteckte — *Syllogismi cryptici*, oder auch Enthymeme; z. B. die Gerechtigkeit iſt eine Tugend, alſo macht ſie glücklich. — Zuweilen fehlen beide Prämiſſen nnd der Mittelbegriff iſt kurz angegeben — *Syllogismus contractus* — z. B. die Seele iſt untheilbar, denn ſie nimmt keinen Raum ein.

191

Zu den vermiſchten Schlüſſen gehören das Dilemma und überhaupt die Polylemmen, welche hypothetiſch-disjunctive Schlüſſe ſind; ihr Oberſatz iſt ein hypothetiſches Urtheil, deſſen Nachſatz eine Disjunction enthält; im Unterſatze werden alle Theile des disjunctiven Nachſatzes geläugnet, und im Schlußſatze wird dann auch das Antecedens des Oberſatzes aufgehoben. Die Alten nannten dieſe Schlußart die gehörnte,

und nach der Anzahl der Glieder des disjunctiven Nachſatzes ein Dilemma, Trilemma, Tetralemma, überhaupt Polylemma.

Wenn man das Dilemma, welches Jemand zu ſeinem Vortheil gebraucht, gegen ihn ſelbſt anwendet, und das gerade Gegentheil daraus beweiſt, ſo nennt man es *dilemma reciprocum.*

192

Ein Schluß heißt ein zuſammengeſetzter, wenn er in mehrere Schlüſſe von gleicher Form auflösbar iſt; hieher gehören die Polyſyllogismen und Soriten.

Ein Polyſyllogismus iſt ein aus mehrern Schlüſſen ſo zuſammen geſetzter Schluß, daß der Schlußſatz des vorausgehenden der Oberſatz des nachfolgenden wird. Der Schluß, deſſen Schlußſatz der Oberſatz des folgenden wird, heiſt Proſyllogismus in Beziehung auf den folgenden, der folgende aber in Beziehung auf den vorhergehenden der Epiſyllogismus; bei der Verbindung mehrer Sätze heiſt nur der erſte Proſyllogismus, und der letzte Epiſyllogismus, die mittlern ſind relativ auf die vorhergehenden Epiſyllogismen und relativ auf die nachfolgenden Proſyllogismen.

193

Ein aus mehrern abgekürzten und unter einander zu einer Konkluſion verbundenen Schlüſſen beſtehender Schluß heiſt ein Sorites oder Kettenſchluß. Er iſt entweder progreſſiv oder

regreſſiv; jenes, wenn man von den allgemeinen und einfachen Gründen zu den nähern und beſtimmtern fortſchreitet, bis man zu dem Satze gelangt, deſſen Wahrheit ausgemittelt werden ſoll; regreſſiv iſt er, wenn man von den nächſten Gründen des auszumittelnden Urtheils ausgeht, und zu den entferntern und allgemeinern zurückgeht; beide Schlußarten können kathegoriſche und hypothetiſche ſeyn, je nachdem ſie aus kathegoriſchen oder hypothetiſchen Sätzen beſtehen.

194

Bei den progreſſiven kathegoriſchen Kettenſchlüſſen wird das Prädikat des vorausgehenden Satzes das Subject des folgenden, bis das Prädikat des letzten Satzes mit dem Subject des erſten verbunden wird. Bei den regreſſiven wird das Subject des vorausgehenden Satzes das Prädikat des folgenden, und mit dem Subject des letzten Satzes wird das Prädikat des erſten verbunden.

In dem progreſſiv hypothetiſchen Kettenſchluſſe wird das Konſequenz des vorhergehenden Urtheils das Antecedens des folgenden, bis mit dem Antecedens des erſten das Konſequenz des letzten Urtheils verbunden wird. Im Regreſſiven aber iſt die Ordnung umgekehrt; das Antecedens des vorhergehenden Satzes wird das Konſequens des nachfolgenden, und mit dem

Antecedens des letzten Satzes wird das Konſequenz des erſten verbunden.

195

Für die Kettenſchlüſſe gelten dieſelben Regeln, welche oben für die regelmäßigen kathegoriſchen und hypothetiſchen Schlüſſe ſind aus einander geſetzt worden; man darf ſie nur in regelmäßige Schlüſſe auflöſen, um dieſes ſogleich einzuſehen; z. B. für den progreſſiv kathegoriſchen gilt *a*) daß alle Sätze in Beziehung auf den erſten allgemein ſeyn müſſen, weil ſie in Bezug auf ihn als Oberſätze gelten; *b*) der erſte Satz muß bejahend ſeyn, weil er Unterſatz iſt; *c*) da alle Sätze, den letzten ausgenommen, zugleich Unterſätze ſind, ſo müſſen ſie alle bejahend ſeyn; *d*) da der letzte Satz nur die Stelle eines Oberſatzes vertritt, ſo kann er bejahend oder verneinend ſeyn, und die Konkluſion richtet ſich nach der Qualität des letzten Satzes; bei den regreſſiven iſt die Ordnung umgekehrt.

Die zuſammengeſetzten und abgekürzten Schlußformen beweiſen den Gebrauch der Schlüſſe am beſten, indem ſie zeigen, wie der Verſtand ſich ihrer nur bedient, um mehrere Begriffe und Erkenntniſſe mit einander in Verbindung zu bringen.

197

Werden in Schlüſſen die logiſchen Regeln mißbraucht, um ſtatt der Wahrheit nur ihren Schein geltend zu machen, ſo nennt man jene

T r u g ſ ch l ü ſ ſ e. Sie ſind auf verſchiedene Weiſe möglich, z. B. wenn man auf die Unterſchiede und Zweideutigkeiten der Dinge und Begriffe nicht achtet; wenn man das Gleichartige trennt, und das Verſchiedene verbindet, oder letzteres nicht nach den Merkmalen auffaßt, in denen es verſchieden iſt; man hält zuweilen d a ſ ſ e l b e für etwas Verſchiedenes, wenn es nicht mit den nämlichen Ausdrücken bezeichnet iſt, oder wenn zufällige Eigenſchaften für weſentliche gehalten werden; anderer Seits ſetzt man das Verſchiedene gleich, wenn zwar in dem Einen alles iſt, was auch in dem Andern iſt, aber nicht umgekehrt. — Es laſſen ſich aber nicht alle mögliche Arten von Trugſchlüſſen aufzählen, ſondern es muß dem Scharfſinn, ſie zu entdecken, überlaſſen werden.

Die Logiker bezeichnen ſolche Schlüſſe mit den Ausdrücken „*sophisma*“ und „*paralogismus*“ und unterſcheiden beide dadurch, daß ſie unter *sophisma* einen ſolchen verſtehen, mit dem man abſichtlich zu täuſchen ſucht, unter *paralogismus* aber jenen, mit dem man ſich ſelbſt unbewußter Weiſe hintergeht *).

*) Die ältern Logiker unterſcheiden beſonders folgende Arten von Trugſchlüſſen:

1) Fallacia compositionis et divisionis: er entſteht, wenn als verbunden betrachtet wird, was als getrennt gedacht werden ſoll, und umgekehrt.

2) Fallacia figurae dictionis; wenn ein Begriff im Ober= und Unterſatz in verſchiedener Bedeutung genommen wird, ſo daß im Schluſſe vier Begriffe vorkommen.

3) Fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter; er entſteht durch die Unterlaſſung der nöthigen Einſchränkung.

4) Petitio principii vel quae siti; wenn man das zu Beweiſende ſchon als bewieſen vorausſetzt.

5) Fallacia falsi medii, sequentiae, non caussae ut caussae; indem man einen falſchen Beweisgrund annimmt.

6) Sophisma heterozeteseos; wenn man etwas ganz anders beweiſt, als man beweiſen ſoll oder will; man nennt ihn auch ignoratio elenchi, oder ignorationis elenchi sophisma.

Zweiter Abſchnitt der Denklehre.

Dialectik.

Begriff und Eintheilung derſelben.

198

Die Dialectik iſt die Lehre, wie man gemäß den Geſetzen des Verſtandes das wahre Wiſſen erforſcht, beſtimmt denkt und für das Verſtändniß anderer Menſchen darſtellt. Sie wird eingetheilt in die beſondere und allgemeine, unter jener verſteht man die Anwendung der Verſtandesgeſetze auf beſtimmte Gegenſtände, und auf die Erforſchung der dadurch möglichen Wahrheiten, z. B. auf die Natur, Geſchichte u. ſ. w., unter dieſer aber den Inbegriff von Vorſchriften, welche man bei einer jeden Wiſſenſchaft ohne Ausnahme beobachten muß, wenn ſie den Forderungen des Verſtandes entſprechen ſoll. Es giebt nur eine allgemeine Dialectik, und ſo viele beſondere, als verſchiedene Wiſſenſchaften möglich ſind. Wir beſchränken uns hier lediglich auf die erſtere.

199

Die allgemeine Dialectik ſtellt die Forderungen auf, die an eine jede wiſſenſchaftliche

Bearbeitung der verſchiedenen Gegenſtände des menſchlichen Erkennens gemacht werden müſſen. Man nennt ſie deswegen auch, obgleich nicht ganz ſchicklich, eine Technik der Gelehrſamkeit überhaupt, ein Organon der Schulmethode; denn ſie giebt die Methode an, nach welcher der Verſtand einen rechten Gebrauch von ſeinen Kräften bei der Erforſchung des Wahren machen kann. Es iſt nicht genug die Größe des menſchlichen Geiſtes zu bewundern, man muß auch wiſſen, wie man in der Wirklichkeit einen zweckmäßigen Gebrauch davon machen kann.

Die allgemeine Dialectik läßt ſich in zwei Abſchnitte theilen, wovon der *erſte* die Wege zur Erforſchung und Darſtellung der verſchiedenen uns möglichen Erkenntniſſe überhaupt zeigt, und der *zweite* auf die vorzüglichſten Irrwege aufmerkſam macht, in welche der Verſtand bei ſeinen Unterſuchungen zu gerathen pflegt.

Erſte Abtheilung.

I.

Allgemeine Bedingungen zur Erforſchung des Wahren.

200

Bei allem gründlichen Wiſſen kommt es vor allem auf eigene Ueberzeugung und Einſicht in die Natur des Gegenſtandes an. Es iſt nicht

genug, von einer Sache eine richtige Vorſtellung zu haben, man muß ſich auch des Grundes der Uebereinſtimmung beider bewußt ſeyn, und wiſſen, warum ſie nicht anders gedacht werden könne. Es kann Jemand eine richtige Anſicht von einer Sache haben, ohne die Gründe davon einzuſehen, er glaubt ſeinem Gefühle oder fremder Authorität. Dieſe hat bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, und zwar bei rein philoſophiſchen durchaus keinen Werth, und wer für dieſelbe keine andere Gründe hat, als das Anſehen anderer Menſchen, weiß eigentlich gar nichts davon; er iſt ein blinder Nachbeter aber kein Wiſſender *). Wohl aber hat die Authorität ihre Rechte bei Erfahrungsgegenſtänden, deren eigenthümliche Erkenntniß zugleich durch ſinnliche Wahrnehmung bedingt iſt, und in dieſem Falle kann ſie in Anſehung alles deſſen, was ſinnlich wahrnehmbar iſt, ein Ueberzeugungsgrund werden.

201

Gegen die auf das richtige Gefühl ſich gründende Gewißheit läßt ſich im Allgemeinen wenig einwenden; denn das natürliche Gefühl iſt eine der Grundbedingungen alles wahren Erkennens,

*) Quid ad rem, quod hoc ille, vel hic dixerit? an propterea verum est? — Verum dixit, non qui quod alter dixerit, sed quod res est dixit; non propterea quod quis affirmarit, vel negarit, sed quia in re sic vel sic sit, propositio vera vel falsa est. *Franc. Sanchez* in lib. *quod nihil scitur*. pag. 89.

weil dieſes ſich früher und oft richtiger und ſtärker im Gefühle offenbart, als in Begriffen; daſſelbe beſtätigt auch unſer Wiſſen, und hat das Bewußtſein der Nothwendigkeit zur Begleitung, wodurch man das Wahre mit Evidenz einſieht. Iſt es für ſich wirkſam, ſo kann man das Rechte einſehen, ohne im Stande zu ſeyn, die Gründe davon anzugeben, und das Gewußte an Grundſätze anzureihen. In jedem Falle iſt das angeborne Wahrheitsgefühl eine ſtarke Stütze für das abſtracte und theoretiſche Erkennen, und bewahrt uns vor vielen Irrthümern; in wem es nicht wirkſam und geſchärft iſt, kann durch bloße ſophiſtiſche Begriffsverbindungen auf die ungereimteſten Dinge geführt werden. Die Erziehung hat es vorzüglich bei den Menſchen zu üben, die ihrer Beſtimmung nach nicht wiſſenſchaftlich, ſondern nur practiſch, nicht für die Erkenntniß des Beſondern durch das Allgemeine, als vielmehr für die des Allgemeinen im Beſondern gebildet werden ſollen.

202

Allein wenn von wiſſenſchaftlicher Bildung und Philoſophie die Rede iſt, ſo genügt es nicht, ſeine Anſichten und Geſinnungen auf das Gefühl zu gründen, es muß immer zugleich ein Wiſſen damit verbunden ſeyn; das Gefühl wird ſehr oft beſiegt durch fremde Einflüſſe, und entweder ganz wirkungslos gemacht, oder erhält

eine ſchiefe Richtung. Wenn aber urſprüngliches Gefühl gepaart iſt mit Klarheit der Einſicht, ſo herrſcht Feſtigkeit, wovon innere Sicherheit und Selbſtvertrauen die nothwendigen Eigenſchaften ſind. Plato behauptete deßwegen mit allem Rechte, daß die Tugend nicht ohne Erkenntniß und Einſicht beſtehen könne, und daß an für ſich gute Eigenſchaften, z. B. Tapferkeit und Gelehrigkeit ohne Leitung durch Wiſſenſchaft mehr ſchaden als nützen; er unterſchied daher genau die richtige Vorſtellung von der eigentlichen Erkenntniß, indem er unter jener die Einſicht des Wahren ohne Beziehung auf ſeinen Grund, unter dieſer aber die auf den Grund bezogene Wiſſenſchaft der Dinge verſtand. Da alſo nur der etwas weiß, welcher deſſen Nothwendigkeit begreift, ſo muß alles wiſſenſchaftliche Streben auf die Erwerbung eigener Ueberzeugung gerichtet ſeyn.

203

Unerläßliche Bedingungen einer ſolchen lebendigen Ueberzeugung ſind die unbedingte Wahrheitsliebe und der reine ſittliche Wille. Wie Wahrheit und Tugend Aeſte eines Stammes ſind, und ſich wechſelſeitig bedingen, ſo auch der Wille und die Erkenntnißkraft. Wer die Wahrheit nicht um ihrer ſelbſt willen ſucht, ſondern ſie nur als Mittel zu eigennützigen Zwecken gebrauchen will, wird ſie auch nie in ihrer eigenthümlichen Geſtalt

kennen lernen, und weſſen Gemüth angefüllt iſt von unſittlichen Begierden und Geſinnungen, iſt gleichfalls unfähig, die hehre Wahrheit zu ſchauen, vielmehr wird er alle Gegenſtände in den Farben ſehen, welche ſein Herz ihnen leiht. Daher kommt es, daß dergleichen Menſchen ſogar die gewöhnlichſten und in die Sinne fallenden Begebenheiten und Handlungen entſtellt auffaſſen; die Erfahrung beſtättigt durchaus, daß die Verſtandesbildung durch die Beſchaffenheit der Geſinnung bedingt ſey, und z. B. was für ein Philoſoph Jemand ſey, davon abhänge, was für ein ſittlicher Menſch er iſt.

204

Wenn eine vollkommene Ueberzeugung nur unter den angegebenen Bedingungen möglich iſt, ſo fragt ſich nun, wie und auf welche Weiſe man ſich von der Wahrheit ſeines Dafürhaltens überzeugen, und wie man gewiß ſeyn könne, daß man nicht irre und einem leeren Scheine folge. Um dieſe Frage befriedigend zu beantworten, müſſen wir auf die urſprüngliche Verſchiedenheit unſerer Erkenntniſſe zurückgehen.

Die Erkenntniſſe ſind entweder *empiriſch* oder *rational*, beziehen ſich entweder blos auf die ſinnlich wahrnehmbaren, oder auf die überſinnlichen, nur durch die Vernunft erkennbaren Eigenſchaften der Dinge, oder ſie ſind beides zugleich, und befriedigen in ihrer Verbindung den erken-

nenden Geiſt vollkommen. Die obige Frage zerfällt daher in zwei Theile: *a*) wie verſichert man ſich der Wahrheit ſeiner empiriſchen, und *b*) wie überzeugt man ſich von den rationalen Erkenntniſſen? — Da die ſinnlichen Wahrnehmungen der Erkenntniß des Ueberſinnlichen als Bedingung vorausgehen, ſo muß auch die Unterſuchung über die Erforſchung des Wiſſens aus Erfahrung der andern über das rationale Wiſſen vorausgehen.

II.

Begründung der empiriſchen Erkenntniſſe.

205.

Die empiriſchen Erkenntniſſe ſind doppelter Art, entweder beſondere Anſchauungen, oder allgemeine aus denſelben gebildete Begriffe; jene drücken blos das Eigenthümliche einzelner Erſcheinungen, dieſe aber das einer Vielheit von Dingen zukommende Gemeinſame aus; die Begriffe ſind durch die Anſchauungen bedingt, beide aber gehören zu einer vollſtändigen Erfahrungserkenntniß; denn unter einer ſolchen verſteht man nicht nur das treue Auffaſſen der einzelnen ſinnlichen Merkmale einer Erſcheinung, ſondern auch das fortgeſetzte Beobachten derſelben, um das Verhältniß jener Merkmale zu einander zu erkennen, das Wandelbare und Zufällige vom Bleibenden und Geſetzmäßigen zu unter-

ſcheiden, und auf dieſe Weiſe die Regel, unter welcher Erſcheinungen beſtimmter Art ſtehen, zu erforſchen. Nur der, welcher die Erſcheinungen in der Natur und Geſchichte ſo begreift, daß er das Beſondere mit dem Allgemeinen, das Veränderliche mit dem Geſetzmäßigen verbinden kann, beſitzt ächte Erfahrungserkenntniſſe.

206

Bei der Erfahrung gründet ſich die Kenntniß des Allgemeinen auf die des Beſondern. In den §§en 67. 68. ward dargethan, daß die Sinnesanſchauungen nicht täuſchen, ſondern die Erſcheinungen, ſo wie ſie ſind, darſtellen können; allein um die ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaften der Dinge treu aufzufaſſen, dazu wird ein eigener Beobachtungsſinn erfordert, der manchen Menſchen beinahe ganz fehlt, und von allen, die ihn beſitzen, geübt und gebildet werden muß; ohne ihn ſind die Erkenntniſſe unvollſtändig, oberflächlich und meiſtens gemiſcht mit willkürlichen Einbildungen. Der Beobachtungsgeiſt beſteht nicht blos in geſunden Sinnen und ihren Werkzeugen, ſondern er iſt die Wirkung aller Geiſteskräfte, welche aber ihre vereinte Richtung auf die treue und unverfälſchte Auffaſſung des gegebenen ſinnlichen Stoffes nehmen. Bei Natur- und Menſchenforſchern nennt man ihn den richtigen Blick, den treffenden Tact, u. ſ. w. Wir werden noch ſpäter auf ihn zurückkommen, und wollen jetzt nur darthun, wie er ſich wirkſam beweiſt.

207

Wer ein treuer Beobachter der Natur- und Menſchenwelt ſeyn will, muß lernen 1) ſein Gemüth von Affekten, Leidenſchaften und vorgefaßten Meinungen frei zu halten, weil ſie den Geiſt trüben, daß er nicht ein reiner Spiegel der auf ihn wirkenden Erſcheinungen ſeyn kann; ſie tragen ihre Farben auf die Gegenſtände über, und verfälſchen ſie dadurch; 2) beim Beobachten der Erſcheinungen ſeine Einbildungs- und Reflexionskraft im Zaume zu halten, damit er nicht mehr oder weniger, als in denſelben iſt, auch darin ſchaue; 3) eine volle Herrſchaft über ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen, damit er ſein Bewußtſein ungetheilt auf den Gegenſtand richten kann, und nicht leicht ermüde beim Beobachten; 4) ſeinen Blick zu ſchärfen und zu gewöhnen, den Gegenſtand nach ſeiner Viel- und wo möglich Allſeitigkeit aufzufaſſen, indem eine jede Erſcheinung viele Seiten zur Betrachtung darbietet, jede derſelben ihre Wichtigkeit und Bedeutung durch ihr Verhältniß zu den andern erhält, und keine für ſich einſeitig ganz verſtanden werden kann. Dadurch allein wird eine in jeder Rückſicht beſtimmte und individuelle Erkenntniß möglich, welche für ein dem Gegenſtande entſprechendes Bild, und für die Grundlage einer wahren Erfahrungserkenntniß gehalten werden kann.

208

Es iſt nicht genug, daß ein treuer Beobachter geſunde und ſcharfe Sinne habe, die Hinderniſſe, welche dem reinen Auffaſſen der Erſcheinungen im Wege ſtehen, kenne, und ſie entweder wegräume, oder, wo es nicht möglich iſt, wenigſtens berückſichtige, und in Rechnung bringe, ſondern er muß auch im Allgemeinen wiſſen, was bei Gegenſtänden ſich anſchauen läßt, und unterſcheiden, was an ihnen ſinnlich wahrnehmbar iſt, und was erſt durch die Reflexion hinzukommt, oder er muß wiſſen, wie weit das Anſchauen reicht, und wo das eigentliche Folgern und Schließen daraus oder die Begriffsbeſtimmungen beginnen. Der Beobachter der Natur und der Menſchheit hat daher ſehr über ſich zu wachen, daß er ſeine Reflexion und Deutung des Wahrgenommenen nicht mit der unmittelbaren Wahrnehmnng ſelbſt verwechſele. Wie ſchwer es ſey, ſolche reine ganz individuelle, aber doch vielſeitige und lediglich auf das treue Auffaſſen des Gegebenen ſich beſchränkende Erfahrungen zu bilden, beweiſt die geringe Anzahl, die wir davon in der Natur- und Menſchenkunde beſitzen; was man dafür ausgiebt, iſt großentheils ein buntes Gewebe von Thatſachen und Meinungen darüber, welche willkürlich mit einander verbunden, und dann fälſchlich für Erfahrungserkenntniſſe ausgegeben werden.

209

Die Regeln, an welche man bei dem eigenen Beobachten ſich binden ſoll, muß man auch bei der Würdigung fremder Beobachtungen und Erfahrungen vor Augen haben. Wenn man z. B. die von andern Menſchen vorgegebenen Erfahrungen lieſt, Geſchichte ſtudirt, Erzählungen von Thatſachen hört, ſo muß man vorher genau unterſcheiden, was von dem allen ein Gegenſtand der Beobachtung ſeyn kann oder nicht, und was alſo die Beobachter als eigene Bemerkungen darüber hinzugeſetzt haben; ohne dieſe Unterſcheidung geräth man in Gefahr, für eine Thatſache anzunehmen, was lediglich eine Meinung des Erzählers iſt.

Wie man es eigentlich anfangen müſſe, um entweder ſelbſt reine Beobachtungen zu gewinnen, oder fremde richtig zu beurtheilen; die Vorſchriften und Vorſichtsmaßregeln zu dieſem Zwecke gehören nicht mehr in die allgemeine Dialectik, ſondern in die beſondere für einzelne Wiſſenſchaften; der Natur- und Geſchichtforſcher müſſen, um ihren Zweck zu erreichen, ein beſonderes Verfahren einhalten, welches ſich nach der Natur ihrer Gegenſtände richtet.

210

Treue Erfahrungen ſind zwar die Grundlage alles Wiſſens, befriedigen aber als bloſe Erkenntniſſe des Beſondern den Geiſt nicht; denn ſo ſehr wir dieſelben auch vermehren, ſo bringen

wir es doch damit nicht weiter, als zu einer Vielheit von Erkenntniſſen des Einzelnen; dem menſchlichen Geiſte aber iſt es ein Bedürfniß, in der Vielheit die Einheit, in dem Beſondern das Allgemeine oder die Regel zu erkennen, von welcher die Mannigfaltigkeit des Beſondern beherrſcht wird; er will in der Regel zugleich ein Ganzes, eine unendliche Vielheit, wovon er nicht alles Einzelne hat erforſchen können, umfaſſen. Wie gelangt nun der Geiſt zu ſolchen allgemeinen Erfahrungserkenntniſſen?

211

Wenn die allgemeinen Erfahrungserkenntniſſe ſo wahr ſeyn ſollen, wie die beſondern, ſo muß auch in den Erfahrungsgegenſtänden ſelbſt ein Allgemeines wirklich ſeyn, und aufgefunden werden können, und ſo iſt es auch. Denn in der Welt beſteht kein Einzelnweſen für ſich, ſondern jedes macht mit andern verbunden einen ergänzenden Theil eines umfaſſenden Ganzen aus, hat alſo mit andern wenigſtens das Geſetz ihrer Verbindung gemein; keines iſt nach allen Merkmalen von andern verſchieden, ſondern hat mehrere oder wenigere Eigenſchaften nach dem Grade ihrer Verwandtſchaft mit denſelben gemeinſam. Es giebt alſo wirklich allgemeine, vielen Dingen gleicherweiſe zukommende Beſchaffenheiten, und das Verlangen des Geiſtes, ſie zu erkennen, läßt ſich befriedigen.

Da die Erkenntniß des Allgemeinen im Beſondern ein Begriff iſt, ſo ſind die allgemeinen Erfahrungserkenntniſſe auch Erkenntniſſe der beſondern Dinge durch Begriffe, vermöge welcher eine Vielheit in ihrer Einheit aufgefaßt und verſtanden wird.

212

Auf dieſelbe Weiſe, wie man Begriffe erzeugt, gelangt man auch zu allgemeinen Erfahrungserkenntniſſen; man ſucht die dem Vielen zu Grunde liegende Regel auf, nach welcher es zur Einheit eines Ganzen verbunden iſt. Man erforſcht zu dieſem Zwecke vorerſt das Viele als ſolches, um in ihm das Aehnliche und Verſchiedene kennen zu lernen; das Aehnliche im Verſchiedenen iſt deſſen Einheit, und zur Erkenntniß erhoben der Begriff; durch dieſen wird alſo das Viele in der Einheit, und dieſe in jenem erkannt.

Wie man das Aehnliche vom Verſchiedenen unterſcheiden, und in der Erfahrungswelt die Einheiten der Erſcheinungen wahrhaft auffinden könne, darüber laſſen ſich keine allgemeine Regeln geben, die den Verſtand vor Irrthümern bewahren; das glückliche Gelingen hängt ab von dem Scharfſinn der Forſchenden, und die Beurtheilungskraft kann durch Regeln nicht vor dem Irren geſchützt werden, ſondern ſie beruht auf ihrer eigenen Tüchtigkeit. Was ſich über die Art der Erzeugung allgemeiner empiriſcher Erkenntniſſe Weſentliches ſagen läßt, beſteht im Folgenden.

213

Um das Allgemeine in einem Individuum, wie in einer Mehrheit derſelben aufzufinden, giebt es nur den einen Weg der vergleichenden Beobachtung, kraft welcher man von einzelnen Sinnesanſchauungen ausgeht, in ihnen das Gleichartige aufſucht, dann immer mehrere mit einander vergleicht, um höhere Einheiten zu gewinnen, indem man ſtets mehrere Gegenſtände in den Umfang ſeiner Vergleichung aufnimmt, bis man endlich zu dem Allgemeinſten gelangt. Auf dieſe Art allein werden objectiv gültige allgemeine Erfahrungswahrheiten gewonnen; ſo geht der gründliche Naturforſcher zu Werke, welcher die den unendlich vielen Naturerſcheinungen zu Grunde liegenden Geſetze, ſo der Geſchichtforſcher, welcher in dem bunt verſchlungenen Gewebe der menſchlichen Handlungen und Schickſale die Regeln auffinden will, nach welchen ſie hervorgebracht und verkettet ſind, und endlich zu einem gemeinſamen Ziele hingeleitet werden.

Die Logiker nennen dieſe Verfahrungsweiſe die Schlüſſe durch Induction und Analogie.

214

Das Eigenthümliche der Induction beſteht darin, daß der Verſtand die Eigenſchaften, welche er in vielen von ihm beobachteten Din-

gen einer Art fand, allen Dingen dieſer Art beilegt, ob er gleich nicht alle hat kennen lernen können. Denn es iſt unmöglich, in der Natur- und Menſchenwelt alle Gegenſtände einer Art zu vergleichen, und ſo das allen Gemeinſame aufzufinden; die Geſammtheit der Erſcheinungen iſt dem Raume und der Zeit nach ſo vertheilt, daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, ſie vollſtändig zu beobachten, und abſolut allgemeine Begriffe von ihnen zu bilden; man muß ſich daher mit relativ allgemeinen begnügen.

215

Bei der Analogie ſchließt man von vielen Beſtimmungen und Eigenſchaften, worin gleichartige Dinge übereinkommen, auf die Uebereinſtimmung in andern Eigenſchaften, ſofern ſie zu demſelben Prinzip gehören. Die Analogie ſchließt alſo von der theilweiſen Aehnlichkeit zweier oder mehrer gleichartiger Dinge auf die ganze Aehnlichkeit, ſofern ſie in denſelben weſentlichen Beſtimmungen gegründet iſt.

Das Prinzip der Induction iſt alſo: Eines in Vielen einer Art, alſo in allen dieſer Art. Das Prinzip der Analogie: Vieles in Einem, was auch in den jenem gleichartigen Andern iſt, alſo auch das Uebrige in demſelben.

216

Um durch Induction und Analogie allgemeine Wahrheiten zu gewinnen, muß man vor-

ſichtig zu Werke gehen; die durch Induction Bedingten unterliegen wenigen Schwierigkeiten, weil daſſelbe Merkmal in allen Einzelnen aufgeſucht, und lediglich der bei allen Erfahrungen nöthige Beobachtungsgeiſt gefordert wird. Gröſſer ſind ſie bei der Analogie, und es iſt daher nöthig, dieſe Schlußart genauer zu bezeichnen.

Man nennt Dinge analogiſch, wenn unter denſelben Aehnlichkeit, aber keine vollkommene Gleichheit ſtatt findet. Wenn wir nun von der wahrgenommenen Uebereinſtimmung in einigen Stücken auf eine bisher nicht wahrgenommene in andern ſchließen, ſo heiſt dieſes ein Schluß aus Analogie, z. B. aus der Aehnlichkeit der Geſichtbildung, Manieren und des Tons zweier Individuen ſchließen wir zuweilen auf Uebereinſtimmung ihrer Charaktere; iſt nun der Charakter des Einen bekannt, ſo legen wir einen ähnlichen zufolge der Analogie auch dem Andern bei. Dieſe Denkweiſe gründet ſich auf die Regel: wenn Gegenſtände in mehrern Merkmalen übereinkommen, ſo ſind wir berechtigt, anzunehmen, daß ſie auch in andern übereinkommen werden, worüber uns die Erfahrung noch fehlt.

217

Aber auf welche uns noch unbekannte Merkmale in dem Andern unſer Denken auszudehnen ſind wir berechtigt? oder können wir alle Eigenſchaften, die wir in dem Einen kennen, auch in dem Andern annehmen? z. B. dieſer Menſch mit

dieſer Geſichtsbildung iſt reich, alſo wird jener ihm ähnliche auch reich ſeyn? Keineswegs, ſondern die analogen Eigenſchaften müſſen nach einer Regel verbunden ſeyn, oder ſie müſſen zu einem Prinzip gehören. Allein auch dieſes iſt noch unbeſtimmt; denn wenn die Eigenſchaften zu dem Grundbegriffe der einander ähnlichen Dinge gehören, ſo iſt der Schluß aus Analogie nicht anwendbar, oder vielmehr überflüſſig, weil in dieſem Falle eine Eigenſchaft ohne die andere gar nicht ſeyn kann.

Wir können nur dann dieſer Schlußart uns bedienen, wenn die Merkmale zwar nach einer Regel, aber nach einer ſolchen verbunden ſind, deren Grund wir noch nicht einſehen; wenn aber der Grund in einem innern und weſentlichen von uns begriffenen Zuſammenhange liegt, ſo ſchließen wir nicht analogiſch. Für unſere Einſicht muß alſo die Verbindung mehrer Merkmale noch zufällig ſeyn, z. B. wir begreifen nicht vollkommen, wie eine gewiſſe Geſichtsbildung mit einem beſtimmten Charakter in einer nothwendigen Verbindung ſtehe.

218

Der letzte Grund aller analogiſchen Schlüſſe iſt die gewiſſe Annahme, daß alle Dinge in der Welt nach beſtimmten Regeln verbunden ſind; nach welchen Regeln aber, und welche Dinge oder Merkmale nach einem Geſetze verbunden ſind, kann lediglich die Erfahrung ausmitteln;

je mehrere Fälle eine gewiſſe Verbindung beſtättigen, deſto wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie nach einem Geſetze verbunden ſind.

Da die Schlüſſe aus Analogie ſich auf die allgemeine Verknüpfung aller Dinge gründen, dieſe aber wieder dreifacher Art iſt, nämlich je nachdem ſie wie Accidenzen mit ihren Subſtanzen, oder wie Wirkungen mit ihren Urſachen, oder nach dem Verhältniſſe der Wechſelwirkung unter einander verknüpft ſind, ſo ſind die analogiſchen Schlüſſe auch dreifacher Art, und dienen dazu, in der Welt für beſtimmte Fälle dieſe beſondere Verbindungsart aufzuſuchen.

219

Aus §. 217 leuchtet ein, daß der Schluß aus Analogie eine ſolche Verbindung von Merkmalen vorausſetze, die wir weder als ganz zufällig, noch als ganz nothwendig einſehen. Er iſt deſto zuverläßiger, 1) je mehrere Merkmale die verglichenen Gegenſtände gemeinſam haben; in je wenigeren ſie verſchieden ſind, deſto mehr Grund iſt vorhanden, ſie nach denſelben Regeln verbunden zu halten; man kann dann um ſo eher annehmen, daß das fragliche Merkmal nicht zu den eigenthümlichen des Gegenſtandes gehöre, weil die Aehnlichkeit des Weſens größer iſt unter den Dingen, die der Art, als die nur der Gattung nach übereinſtimmen; 2) die Aehnlichkeit, aus welcher, und diejenige, auf welche man ſchließt, darf keine offenbaren Zu-

fälligkeiten betreffen, weil dann die Verknüpfung nach einem Geſetze abgeht.

220

Nach der Analogie beurtheilt man alle Arten von Wahrſcheinlichkeit, und zwar 1) die *phyſiſche*, z. B. von der Aehnlichkeit der Witterung in einem Frühjahre mit der in einem andern ſchließt man auf einen ähnlichen Sommer; 2) die *hiſtoriſche*, indem die ganze empiriſche Menſchenkunde, ſo weit ſie in allgemeinen Kenntniſſen beſteht, auf den Gebrauch der analogiſchen Schlußweiſe ſich gründet; endlich 3) die der *Hermeneutik* unentbehrliche Wahrſcheinlichkeit; denn dunkle Stellen müſſen zum Theil nach der Analogie anderer, und nach dem zu einer gewiſſen Zeit herrſchenden Sprachgebrauche gedeutet werden. Ueberhaupt beruht die Erkenntniß der phyſiſchen und moraliſchen Verwandtſchaft der Menſchen unter einander nach ihrer Abſtammung, ihren Eigenſchaften und Sitten, ihrer Sprache und Religion, des Zuſammenhanges zwiſchen dem Aeußern und Innern, zwiſchen den Theilen und dem Ganzen auf analogiſchen Schlüſſen, ſo wie der Naturforſcher im organiſchen und unorganiſchen Gebiethe das Geſetzmäßige nur nach dieſer Verfahrungsweiſe auffinden kann *).

*) Die Induction unterſcheidet ſich von der Analogie darin, daß dort das Aehnliche aller bekannten Dinge ei-

121

Die durch Induction und Analogie bedingten allgemeinen Erkenntniſſe ſind nicht abſolut, ſondern blos relativ allgemein; ſie laſſen Ausnahmen zu, und in Bezug auf ſie gilt: „Keine Regel ohne Ausnahme." Denn in der Erſcheinungswelt herrſcht ſelbſt in der Regelmäßigkeit wieder Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit, unbeſchadet der Einheit im Ganzen wie in allen ihren Theilen. Der menſchliche Verſtand iſt aber nicht im Stande, ihren unendlichen Reichthum mit den zu Grunde liegenden Regeln ganz zu durchſchauen; daher laſſen ſich auch nicht alle einzeln Dinge, welche der Verſtand unter einen Begriff zuſammen faßt, unter dieſelben Regeln bringen; es kommen Abweichungen vor, die zwar gewiß wieder ihre Geſetze haben, welche aber von uns noch nicht in eine nothwendige Verbindung mit andern uns bereits bekannten Regeln gebracht werden können; weßwegen der Verſtand ſie, aus Mangel an vollſtändiger Einſicht in das Ganze und Einzelne zumal, Ausnahmen von den ihm bewußten Regeln nennt.

---

ner Art oder Gattung auf die noch unbekannten Dinge derſelben Art oder Gattung übertragen wird; hier aber wird aus der beobachteten Aehnlichkeit mehrer Dinge eine andere noch nicht beobachtete angenommen; weſentlich ſind beide nicht verſchieden; denn auch die Induction iſt eine Art von Analogie, und gründet ſich auf die ununterbrochene Erfahrung ähnlicher Beſchaffenheiten und Erfolge.

222

Bei den empiriſchen Begriffen iſt es uns größtentheils um die beſtimmte und individuelle Erkenntniß der Dinge zu thun, doch ſo, daß wir immer das Viele in der Einheit, oder in ſeiner Regel erkennen wollen; allein in dem Vielen geſtaltet ſich die Regel wieder ſo vielſeitig und mannigfaltig, daß es uns unmöglich iſt, ſie nach allen ihren Verzweigungen zu verfolgen, und in denſelben zugleich die Einheit feſtzuhalten; daher müſſen wir bei den meiſten allgemeinen empiriſchen Erkenntniſſen Abweichungen geſtatten, weil wir nicht alles, was wir für gleichartig halten, darunter bringen können. Wie wir nicht im Stande ſind, die Bildungen der Naturgeſchöpfe, beſonders in der organiſchen Welt, auf die uns bekannten Geſetze der reinen Mathematik zurückzuführen, ohngeachtet eine beſtimmte mathematiſche Regelmäßigkeit derſelben unverkennbar zu Grunde liegt, und wir daher immer Ausnahmen zugeſtehen müſſen, ſo verhält es ſich auch mit unſern anderweitigen Erkenntniſſen rückſichtlich der Erfahrungsgegenſtände.

III.

Begründung der rationalen Erkenntniſſe, und ihr Verhältniß zu den empiriſchen.

223

Außer den relativ allgemeinen Erfahrungserkenntniſſen iſt auch ein abſolut allgemeines Wiſ-

ſen möglich, welches man ein rationales zu nennen pflegt, und ſeinen Grund im Geiſte hat. Wie aber alles urſprünglich in uns Liegende erſt von Auſſen durch eine Anregung geweckt werden muß, wenn es in die Erſcheinungswelt, alſo auch in unſer Bewußtſein eintreten ſoll, ſo werden wir der rationalen Erkenntniſſe auch erſt durch Hülfe der Erfahrung, oder durch Uebung des Denkens an ſinnlichen Gegenſtänden uns bewußt. Aber ihre Wahrheit iſt nicht auf gleiche Weiſe in der Erfahrung gegründet, wie die der lediglich empiriſchen Erkenntniſſe, welche man nur ſofern für wahr halten kann, als ſie durch das Zeugniß der Erfahrung beſtättigt werden, vielmehr liegt die Gewißheit des rationalen Wiſſens im Geiſte, im unmittelbaren Bewußtſein um daſſelbe, und die Erfahrung weckt blos dieſes Innewerden. *)

*) Man nennt die rationalen Begriffe auch Grundbegriffe oder Ideen; ein Grundbegriff iſt ſchon der Wortbedeutung nach ein ſolcher, über den man nicht hinaus kann, und bei welchem man ſtehen bleiben muß, wenn man ſich nicht in's Leere verlieren will; iſt man einmal zu ihm gelangt, ſo tritt der Zuſtand des nothwendigen Denkens ein; man muß gerade ſo denken, weil man nicht anders kann, und der Geiſt muß den Begriff bejahen, wenn er anders ſich ſelbſt vertraut. Die Neuern nennen deswegen die Grundbegriffe der Dinge auch intellectuelle Anſchauungen, weil ſie für den Geiſt unmittelbare Erkenntniſſe ſind.

Plato unterſchied den Ausdruck „Idee" von jeder andern Art von Vorſtellung, und verſetzte die Ideen ur-

224

Die Philoſophen, welche die Möglichkeit rationaler Erkenntniſſe läugnen, und lediglich empiriſche zugeben, nennt man Empiriſten oder Senſualiſten, weil ſie behaupten, daß alles Wiſſen lediglich aus ſinnlichen Wahrnehmungen ſtamme, und der Geiſt nur eine formelle Kraft ſey, die den Inhalt zu allen ihren Erkenntniſſen erſt von den durch die Auſſenwelt vermittelten Affectionen der Sinnlichkeit hernehme; er könne alſo nichts für wahr halten, was nicht in der Sinneswahrnehmung ſeine wirkliche Beſtättigung finde; es gebe alſo keine abſolute ſondern blos relativ allgemeine Erkenntniſſe, die nicht weiter ſich erſtrekken, als unſere Erfahrungen. Nach dieſer Lehre beſteht die Wahrheit in der genauen und treuen Auffaſſung der einzelnen ſinnlichen Eigenſchaften, und in ihrer Vergleichung unter einander, um

---

ſprünglich in den göttlichen Verſtand, welcher ihnen gemäß alles, was iſt, gebildet habe; ſie ſind unveränderlich, in ſich vollkommen, und die ewigen Muſter alles Seienden. Den Ideen der Dinge nachzuforſchen, iſt nach ihm der Zweck alles eigentlichen Wiſſens, und für das Handeln ſind ſie die Muſterbegriffe, auf welche man ſtäts ſchauen ſoll, wenn man etwas vollbringen will.

Die ältern Logiker nahmen es mit dem Ausdrucke „Idee“ nicht ſo genau, und theilten die Vorſtellungen überhaupt ein in ideas adventitias, factitias und innatas; die erſten ſind alle auf ſinnliche Wahrnehmungen gegründete Vorſtellungen, die zweiten die willkürlich erzeugten, denen kein Gegenſtand entſpricht, und die der dritten Art ſind die rationalen Begriffe oder Ideen im eigentlichen Sinne.

das Gemeinſame und Gleichartige daraus zu erkennen.

Da ſolche relative Wahrheiten weder allgemein noch nothwendig ſind, ſo entbehren ſie auch der Gewißheit; deßwegen erzeugt der Empirismus jederzeit den Scepticismus, d. h. den Zweifel an der objectiven Gültigkeit unſers Wiſſens. Denn da der Empiriker niemals ein Ganzes mit ſeiner Erkenntniß umfaſſen kann, ſo iſt er auch nie gewiß, ob man nicht noch Erfahrungen machen werde, welche dem zeitherigen Wiſſen geradezu entgegengeſetzt ſind, und dieſe aufheben.

225

Allein das Vertrauen des Geiſtes zu ſich ſelbſt, und das nicht zu verläugnende Bewußtſein von unbedingten und von aller Zeit unabhängigen Wahrheiten vernichten die vom Empirismus willkürlich geſetzten Schranken, und trotzen dem Scepticismus und ſeinen von der Sophiſtik entlehnten Waffen. So wie der Mathematiker gewiß iſt, daß ſein Wiſſen, obgleich nur gültig für die endliche Welt, dennoch ohne alle Ausnahme und unabhängig von aller Erfahrung durch ſich ſelbſt beſtehe, ſo iſt der Philoſoph in einem noch höhern Grade von Evidenz ſich gewiſſer Wahrheiten bewußt, welche von aller Zeit unabhängig, ihm zugleich als Maßſtab zur Beurtheilung aller zeitlichen Verhältniſſe dienen. Wenn man die Möglichkeit ſolcher abſoluten Erkenntniſſe auch in jeder andern Beziehung läugnen wollte, ſo kann man

es doch nicht in Anſehung der religiöſen und ſittlichen Begriffe, welche wir durchaus nicht nach den zeitlichen Erſcheinungen der ihnen angehörigen Gegenſtände beſtimmen, ſondern die wir vielmehr gebrauchen, um dieſe Gegenſtände erſt darnach zu beurtheilen.

226

Die Erfahrung iſt alſo nicht der einzige Erkenntnißgrund alles Wiſſens, ſondern es giebt einen höhern in uns ſelbſt, welchem der Geiſt eben ſo feſt vertrauen muß, als dem Bewußtſein von ſich ſelbſt; ohne den Glauben an ſich aufzugeben, kann er ſie nicht abläugnen, und jene Sceptiker, welche durch Sophiſtik ſie geläugnet, haben praktiſch durch ihre Handlungsweiſe ſich ſelbſt widerlegt, indem ſie die Lebensverhältniſſe ſo beurtheilten, und ſich ſo benahmen, als erkennten ſie dieſelben an.

Ein ſolches Wiſſen iſt aber auch nothwendig zur Beruhigung der Vernunft und zur Ergänzung unſerer Erkenntniſſe. Ohne daſſelbe wären wir in ſtäter Ungewißheit über das, was wir für wahr und falſch halten ſollen, und weil unſer Handeln ſich nach dem Denken richtet, ſo wäre auch Feſtigkeit im Handeln unmöglich; weder das Individuum könnte je mit ſich, noch könnten mehrere unter einander über das Wahre und Gute einig werden, und die dem Menſchen vergönnte Freilaſſung von den Banden des Inſtinkts wäre eher zu beklagen, als zu preiſen.

227

Wie ferner allen Veränderungen der Erſcheinungen ein Unwandelbares und Ewiges zu Grunde liegt, und beide zuſammen erſt das Ganze ausmachen, ſo gehört auch die Erkenntniß des Ewigen in den Erſcheinungen zur Ergänzung der Erkenntniß derſelben; dieſe iſt es aber, die man eine abſolute oder rationale nennt. Denn das Beharrliche im Wandelbaren iſt eben das dem Veränderlichen zu Grunde liegende Geſetzmäßige. Dieſes Erkennen, heiſt: eine endloſe Vielheit in ihrer Einheit, oder als ein abſolutes und ewiges Erkennen. Dadurch wird das Wiſſen ſelbſt ein feſtes, unwandelbares und vollendetes, und das empiriſche Erkennen ein allgemein gültiges, was es für ſich nie werden kann. Nach einem ſolchen Wiſſen ſtrebt der Naturforſcher, wenn er die Geſetze der Naturerſcheinungen, und der philoſophiſche Geſchichtforſcher, wenn er die dem Menſchenleben zu Grunde liegenden Ideen und Wahrheiten, die ewigen Geſetze der Gerechtigkeit und des göttlichen Wohlwollens gegen die Menſchheit aufſucht. Das rationale Wiſſen iſt alſo der Grund- und Schlußſtein zu aller gründlichen und befriedigenden Einſicht in das Weſen aller Erfahrungsgegenſtände.

228

Welches iſt nun der Grund der rationalen Erkenntniſſe? lediglich der Geiſt ſelbſt, welcher

die gemeinſame Quelle alles abſoluten Wiſſens iſt. Denn da das Ueberſinnliche der Dinge nicht ſelbſt als ſolches erſcheint, ſo kann es auch nicht von Auſſen in uns gebracht werden, ſondern muß ſchon zuvor in uns ſeyn. Da aber auf der andern Seite das Erkannte nicht etwas bloß Subjectives ſondern zugleich Objectives ſeyn ſoll, d. h. ein ſolches, welches zugleich unabhängig vom Erkennen für ſich und in den Gegenſtänden iſt, ſo folgt, daß eine rationale Erkenntniß der Dinge nur unter der Bedingung möglich iſt, daß eine urſprüngliche Uebereinſtimmung zwiſchen dem erkennenden Geiſte und dem erkennbaren Weſen der Dinge ſtatt finde, oder: daß das Prinzip des Erkennens Eins ſey mit dem ſubſtanziellen Seyn der Dinge *).

*) Der Sinn dieſes in neuern Zeiten häufig mißverſtandenen Satzes iſt folgender: Wenn das überſinnliche Weſen der Dinge ſoll erkennt werden, ſo muß der erkennende Geiſt auch die Kraft dazu haben, d. h. es muß zu ſeinem Weſen als einer erkennenden Subſtanz gehören, die dem Weſen der Dinge entſprechenden Vorſtellungen und Begriffe zu bilden, oder: das Weſen der Dinge in der Form der Begriffe gerade ſo zu denken, wie daſſelbe in ſeiner eigenthümlichen und beſondern Form beſchaffen iſt. Man drückt dieſes auch ſo aus: Das Ideelle muß gleich ſeyn dem Reellen, wenn Wahrheit im Wiſſen möglich ſeyn ſoll. Dieſe Gleichheit heiſt alſo nicht ſoviel, als ſey das Ideelle oder der Geiſt ganz daſſelbe, oder auf dieſelbe Weiſe, was die von ihm unabhängigen Dinge ſind, ſondern er kann als erkennendes Weſen in der Form des Erkennens ſolche Begriffe bilden, wel-

229

Wenn nun der Geiſt zu einem wirklichen rationalen Wiſſen gelangen ſoll, ſo muß er zuvor ſchon durch einen höhern Einfluß, z. B. durch eine bereits erwachte und gebildete Intelligenz, zum Selbſtbewußtſein gekommen ſeyn, und dann veranlaßt und aufgefordert werden, rationale Erkenntniſſe zu erzeugen. Es iſt ein allgemeines Geſetz aller Naturgegenſtände, daß ihre Fruchtkeime ſich nur unter begünſtigenden äußern Umſtänden entfalten, welche mit ihnen in Wechſelwirkung treten; ſo verhält es ſich durch alle Stufen der erſchaffenen Dinge vom Atom bis zu dem ausgedehnteſten Verein der Menſchen unter einander.

Die Veranlaſſungen nun zur Erzeugung der rationalen Erkenntniſſe kommen dem bereits erwachten Geiſte zunächſt von den ſinnlichen Wahrnehmungen; das Veränderliche derſelben erregt das ihm eingeborne Verlangen nach der Erkenntniß

che auf ideelle Art daſſelbe ſind, und das enthalten, was die Gegenſtände auf reelle und objective Art. Die urſprünglichen Ideen des Geiſtes, durch welche er das Weſen der Dinge erkennt, liegen aber nicht als bewußte Vorſtellungen und Begriffe in ihm fertig da, ſo daß ſie etwa ſchon gebildet, und den Gegenſtänden entſprechend in ihm wären, ſondern er muß ſie allererſt ſelbſtthätig ſchaffen, wozu er die Kraft auf ähnliche Art beſitzt, wie der Same einer Pflanze die Kraft zu allen Gebilden urſprünglich in ſich ſchließt, welche ſich unter Einwirkung äußerer Einflüſſe daraus entwickeln.

des Bleibenden und Weſentlichen, und treibt ihn an, demſelben nachzuforſchen, und nicht zu ruhen, bis er es gefunden hat.

230

Aber die ſinnlichen Wahrnehmungen ſind nicht blos Veranlaſſungen, ſondern auch Bedingungen zur Erzeugung der Ideen; denn der Verſtand vermag die Einheit nicht zu erkennen ohne die Vielheit, oder das Weſen ohne ſeine Erſcheinung. Das Viele und Erſcheinende an einem Dinge iſt deſſen entfaltete Einheit ſelbſt, und der Verſtand würde keine Ahnung von dem Weſen haben, wenn es ſich nicht durch Erſcheinungen kund gäbe; wozu er nicht durch Erfahrungen geleitet wird, mittelbar oder unmittelbar, davon kann er auch nichts wiſſen. Zur Auffindung der Grundbegriffe der Dinge iſt daher ihre ſinnliche Erkenntniß unentbehrlich. Das ſoviel möglich vollſtändige Auffaſſen der ſinnlichen Beſchaffenheiten eines Gegenſtandes und die Erkenntniß ſeines Weſens liegen ſich am nächſten; jenes weckt dieſe, und dieſe verſtändigt jene.

231

Man könnte glauben, weil das ſinnlich wahrnehmbare Mannigfaltige eines Gegenſtandes dem Innern entſpreche, ſo ſey es überflüſſig, nebſt der Erkenntniß des Aeußern auch nach der des Innern zu verlangen, indem man dadurch nichts Neues, ſondern nur Daſſelbe auf doppelte

Art erkenne. Allein die einzeln Erſcheinungen für ſich oder auch Viele derſelben ſind nicht gleich dem ganzen Weſen, ſondern blos theilweiſe Erſcheinungen deſſelben, in welchen es ſich lediglich in Beziehung auf beſondere Fälle offenbart, nicht aber nach ſeiner ganzen Fülle. Je mehrere ſolche Erſcheinungen der Verſtand kennt, deſto mehr ſchließt ſich zwar ihr Weſen ſelbſt auf, doch läßt ſich niemals ſagen, daß man durch das Wahrnehmen auch noch ſo vieler es vollſtändig erſchöpft habe.

Nebſtdem ſind die Erſcheinungen des Weſens, als das Wandelbare, doch auch wieder verſchieden von dem Weſen als ſolcher; jene ſind immer verbunden mit einem von Außen hinzugekommenen Stoffe, an welchem das Innere offenbar wird, und letzteres erſcheint niemals in ſeiner reinen Weſenheit; z. B. keine Kraft, kein Geſetz der Natur erſcheint ſelbſt, ſondern giebt ſich nur an einem beſtimmten Stoffe, wie unter einer Hülle zu erkennen; eben ſo iſt es mit der menſchlichen Denk- und Handlungsweiſe. Wer alſo blos auf das Erſcheinende ſieht, verwechſelt leicht das zufällige Aeußere mit dem weſentlichen Innern.

232

Um nun durch Hülfe der ſinnlichen Wahrnehmungen die Grundbegriffe der Dinge zu finden, dazu gehören eine ſorgfältige Beobachtung der einzelnen wahrnehmbaren Eigenſchaften, und eine ge-

naue Vergleichung derſelben, um ihr Gemeinſames, oder: im Beſondern das Allgemeine zu erkennen. Vor Allem aber ſind erforderlich Scharf- und Tiefſinn, um das Zufällige vom Weſentlichen zu unterſcheiden, um im Aehnlichen das noch Verſchiedene, und im Verſchiedenartigen das Gleiche und die tiefer liegende Einheit zu entdecken. Ueberhaupt gehört dazu jene divinatoriſche und ſchöpferiſche Geiſteskraft, welche in dem Theile ſchon das Ganze, und in den einzelnen Erſcheinungen das Geſetz erkennt, nach welchem eine Unendlichkeit ähnlicher Erſcheinungen möglich iſt; ſolche Geiſter nennt man ideenreiche Talente, die durch äuſſere Umſtände geweckt und angeregt, nicht bei dem Einzelnen und Konkreten ſtehen bleiben, ſondern ſogleich die Regeln und Prinzipien aufſuchen, nach welchen ſie eine unendliche Vielheit verwandter Gegenſtände wie mit einem Blicke überſchauen. Es laſſen ſich aber keine Regeln aufſtellen, wie man dieſe Fertigkeit erwerben kann; wer die Anlagen dazu hat, kann ſie durch Uebung vervollkommnen; wem ſie aber mangeln, durch keinen Fleiß erſetzen; weßwegen es viele Menſchen giebt, welche nur das Einzelne und relativ Allgemeine, nicht aber die Ideen der Dinge begreifen.

233

Die rationalen und empiriſchen Begriffe unterſcheiden ſich dadurch, daß durch jene das We-

ſen, durch dieſe aber das Erſcheinende des Weſens erkennt wird; der empiriſche drückt das Gleichartige in den ſinnlichen Eigenſchaften eines Gegenſtandes aus, der rationale aber das Prinzip und die Einheit des Weſens, wovon das Erſcheinende die Außenſeite iſt. Wer nur in dem Sinnlichen das Uebereinſtimmende erkennt, ohne einzuſehen, wie es im Weſen ſelbſt gegründet ſey, hat einen empiriſchen Begriff; wer aber in dem Erſcheinenden zugleich die beharrliche Einheit erkennt, hat die Idee des Dinges gefunden. In der Sprache werden beide Arten von Begriffen nicht unterſchieden, und ſie laſſen ſich nur rückſichtlich ihrer Bedeutung als verſchiedene erkennen.

234

Das empiriſche und rationale Wiſſen ſind ſich daher auch nicht entgegengeſetzt, ſie fordern ſich vielmehr zu ihrer wechſelſeitigen Ergänzung (§. 3). Wie Weſen und Erſcheinung, Inneres und Aeußeres zuſammen erſt den Gegenſtand ausmachen, ſo vollenden auch empiriſches und rationales Wiſſen in Verbindung die Erkenntniß deſſelben. Der empiriſche Begriff iſt nicht möglich ohne die vorhergehende anſchauliche Erkenntniß des ſinnlich Mannigfaltigen, und der rationale nicht ohne den empiriſchen; alle vereint laſſen den Gegenſtand vollſtändig erkennen, jedes für ſich gewährt nur ein einſeitiges und

ungenügendes Wiſſen, dadurch wird die Erfahrungserkenntniß ſelbſt eine eigentlich philoſophiſche *).

IV.

Objective Gültigkeit der Begriffe und ihr Verhältniß zu den Anſchauungen.

135

Aus der zeitherigen Erörterung der durch Anſchauung und Begriffe vermittelten Erkenntniſſe laſſen ſich ſowohl die Verhältniſſe beider zu einander einſehen, als auch die Bedenklichkeiten heben, welche man gegen die Begriffserkenntniſſe vorzubringen pflegt.

Was die letztere betrifft, ſo hat man an ihrer objectiven Wahrheit gezweifelt, und häufig die Begriffe als willkürliche und nur für das ſubjective Denken nöthige und gültige Gebilde angeſehen, von welchen ſich nicht behaupten laſſe, daß ſie auch die wirklichen Beſchaffenheiten der

*) Man kann eine doppelte Erfahrung unterſcheiden, eine gemeine und eine philoſophiſche; jene beſteht aus der Verbindung ſinnlicher Wahrnehmungen mit lediglich empiriſchen Begriffen, dieſe aber aus der Verbindung der Wahrnehmungen mit der Idee des Dinges; deßwegen kann auch eine auf einen einzelnen Gegenſtand ſich beziehende Erkenntniß zugleich eine rationale ſeyn, wenn mit der Anſchauung des Beſondern die Idee verbunden wird.

Dinge beſtimmten. Allein dieſe auf die Begriffe angewandte Schwierigkeit drückt alle Verrichtungen des Geiſtes, und in der ganzen Allgemeinheit ausgedrückt, löſt ſie ſich in die Frage auf: ob der Geiſt überhaupt objectiver Erkenntniſſe fähig ſey? Die Beantwortung dieſer Frage kann nicht auf allgemein überzeugende und alle Zweifel niederſchlagende Beweiſe gegründet werden, indem jedes zu dieſem Zwecke angenommene Prinzip, als eine doch nur vom Geiſte bekräftigte Wahrheit, demſelben Zweifel unterliegt, ſondern ſie hängt lediglich von dem Vertrauen ab, das jeder Denker zu dem Geiſte ſelbſt hat. Wer ihm kein objectives Wiſſen zutraut, und mit freiem Willen darauf Verzicht leiſtet, kann durch keine Gründe vom Gegentheil überzeugt werden; ein ſolcher Scepticismus iſt wiſſenſchaftlich unwiderlegbar, wie z. B. der ſubjective Idealismus von Kant und Fichte, und der Streit der Nominaliſten und Realiſten.

Unſerer ganzen Unterſuchung liegt die entgegengeſetzte Anſicht zu Grunde, und wir behaupten, vertrauend dem anſchauenden, denkenden und wollenden Geiſt in uns, daß objective Wahrheit zu der Beſtimmung und dem Umfange ſeiner Kräfte gehöre, und daß wir die Dinge ſinnlicher Weiſe ſo anſchauen, wie ſie erſcheinen, und durch Ideen der Vernunft ihre innere Weſenheit erkennen können.

236

Eine andere gewöhnliche Einwendung gegen die Begriffserkenntniß iſt, daß die Begriffe immer zu allgemein ſeyen, und niemals dem eigenthümlichen Weſen eines Gegenſtandes entſprechen können; denn dieſes ſey nicht ein Allgemeines ſondern zugleich ein ganz Beſonderes; Allgemeinheit und Beſonderheit ſeyen ſo innigſt verwebt, daß jede Trennung auch die Wahrheit der Erkenntniß verfälſche; z. B. Güte, Gerechtigkeit, Großmuth, Scharfſinn und Witz u. ſ. w. ſeyen Begriffe, welche in jedem Menſchen, auf den ſie angewendet werden, auf individuelle Weiſe ſich darſtellen, die aber in den Begriffen ſelbſt nicht enthalten ſey, und ſich durch ſie auch nicht ausdrücken laſſe. —

237

Allein es gehört nicht zu der vollſtändigen und befriedigenden Erkenntniß eines Dinges, alles Individuelle an ihm zu erkennen; Vieles davon kann und darf uns ganz gleichgültig ſeyn. Denn es giebt ein zufälliges und weſentliches Individuelle an den Dingen; jenes iſt der Stoff, an welchem ſich das Weſentliche ſpiegelt, oder die äußere Bedingung, unter welcher das innere Weſen offenbar wird, und von dieſem brauchen wir nur ſo viel zu wiſſen, als nöthig iſt, um zur Erkenntniß des letztern zu gelangen; denn das Zufällige iſt ſo mannigfaltiger

Art, als es mögliche Stoffe oder Gelegenheiten giebt, durch welche das Weſen veranlaßt wird, ſich zu äußern, und in ſeiner Eigenthümlichkeit zu wirken; es iſt daher unbegränzt, und kann nie vollſtändig erſchöpft werden, die erſcheinende Allheit eines Dinges läßt ſich nie umfaſſen, wohl aber die daſſelbe bedingende Einheit; z. B. wenn man die herrſchende Denkart, den Geiſtes- und Gemüthszuſtand eines Menſchen kennt, ſo iſt es nicht nöthig, auch noch alle ſeine einzelnen und zeitlichen Handlungen zu kennen. Die Philoſophie kann zwar, wie dargethan ward, die Erkenntniß des Zeitlichen nicht entbehren, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, aber es iſt ihr mehr Mittel als Zweck; in der Einheit des Begriffes erkennt man zugleich die zeitliche Vielheit.

238

Wäre die vollſtändige Erkenntniß der zeitlichen Erſcheinungsweiſen zur Erkenntniß eines Dinges nöthig, ſo wäre letztere auch unmöglich; denn angenommen, man könne alle bereits vorhandenen Erſcheinungen kennen, ſo bleiben die noch zukünftigen übrig, und außer dieſen die *möglichen* Aeußerungen im Ganzen betrachtet, von denen unendlich viele aus Mangel an Stoff und Gelegenheit nicht zur Wirklichkeit gelangen; daher ſagt man mit Recht: Unter andern Umſtänden würde dieſe Kraft ganz anders gewirkt, dieſer Menſch ganz anders gehandelt haben.

Es iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß das zeitlich Individuelle zur befriedigenden Erkenntniß eines Dinges nicht gehören könne, ſondern nur das weſentlich Eigenthümliche, zu deſſen Begriffe das erſtere uns zwar behülflich, aber deſſen Erkenntniß nach ſeinem ganzen Umfange nicht nothwendig iſt. Das beharrlich Individuelle wird mittelſt der Idee erkennt, und iſt der Grund von unendlich vielen beſondern zeitlichen Erſcheinungen, welche den Stoff zu den ſinnlichen Wahrnehmungen und empiriſchen Begriffen liefern.

239

Man darf nebſtdem nicht glauben, als laſſe ſich die weſentliche Beſchaffenheit eines Gegenſtandes durch einen Begriff, und alſo gleichſam durch ein Wort oder ein Urtheil erſchöpfen und bezeichnen; vielmehr ſind öfters mehrere Ideen und Begriffe im Denken dazu nothwendig, und zwar um ſo mehrere, je vollkommener der Gegenſtand ſelbſt iſt, d. h. je mehrere Eigenſchaften er in ſich vereinigt. Eben ſo verhält es ſich mit den Ideen, von denen eine immer wieder mehrere in ſich ſchließt, derer wir uns erſt durch ihre Trennung bewußt werden. Da nun unſer Denken zugleich durch die Sprache bedingt iſt, ſo hat der Verſtand zur Beſtimmung des Eigenthümlichen der Dinge die Bei- und Umſtandswörter, die Steigerungen, die Gleichniſſe und

Bilderſprache erfunden, welche das Allgemeine immer zugleich individualiſiren, und den Begriff in Verbindung mit der Anſchauung bringen.

240

Aus dem eben Geſagten und aus der Natur des Verſtandes leuchtet auch ein, daß kein Begriff ganz unbeſtimmt ſeyn könne, vielmehr iſt jeder zugleich ein beſonderer (§. 128), und unter den Begriffen findet eine große Stufenfolge in Anſehung ihrer Beſtimmtheit ſtatt, und der Verſtand vermag eben ſo zu individualiſiren als zu generaliſiren. Deſſen ungeachtet iſt jede Begriffserkenntniß immer noch eine allgemeine, und wird nie wie die Anſchauung eine durchgängig beſtimmte, welches man dem Verſtande ſo wenig zum Vorwurfe machen kann, als es eine Unvollkommenheit der Anſchauungskraft iſt, alles in Bildern und konkreten Vorſtellungen anzuſchauen. Deswegen iſt der Geiſt weder bloſe Anſchauungs- noch bloſe Denkkraft; alle Kräfte unterſtützen ſich, und eine fordert die andere zu ihrer Ergänzung; z. B. die Anſchauung allein iſt bei aller durchgängigen Beſtimmtheit dennoch dunkel und verworren, durch's Denken muß ſie erſt zergliedert und deutlich gemacht werden: der Begriff dagegen iſt für ſich ohngeachtet ſeiner Klarheit oft zu unbeſtimmt und allgemein, und fordert zu ſeiner Vervollſtändigung die Anſchauung oder Individualiſirung. Wenn der reflektirende

Verſtand nicht unterſtützt wird von einer richtig geleiteten Einbildungskraft, Fantaſie und dem Beobachtungsſinne, ſo erzeugt er leicht falſche Begriffe und nicht anwendbare Theorien.

V.

Von der Verbindung mehrer Erkenntniſſe zur Einheit eines Ganzen und deſſen Darſtellung.

241

Bisher wurde ſowohl der Urſprung wahrer Erkenntniſſe, als die Methode, ſie zu erforſchen, nachgewieſen. Dadurch werden aber blos einzelne Erkenntniſſe erworben, und es fehlt ihnen noch die Verbindung zur Einheit eines Ganzen, wodurch erſt eine Wiſſenſchaft entſteht. Denn das geſammte mögliche Wiſſen, als die Frucht des menſchlichen Geiſtes, bildet eine zuſammen hängende Vielheit, wovon die einzeln Theile mehr oder weniger unter einander verwandt ſind, ſich wechſelſeitig bekräftigen und ergänzen. Dieſes große Ganze des menſchlichen Wiſſens zerfällt wieder in mehrere untergeordnete Theile, die wieder verbundene Ganze für ſich ſind, und dieſe Abtheilung wird beſtimmt durch die größere Gleichartigkeit der ihr angehörigen Erkenntniſſe; dadurch entſtehen z. B. die einzelnen Wiſſenſchaften von Gott, dem Menſchen und der Natur, und die einer jeden von

dieſen wieder untergeordneten beſondern Wiſſenſchaften.

242

Die Wiſſenſchaften werden nach den verſchiedenen Gegenſtänden, worauf ſie ſich beziehen, verſchieden bezeichnet und eingetheilt. Ohne dieſe Berückſichtigung ihres beſondern Inhaltes kann man ſie überhaupt in allgemeine und beſondere abtheilen; jene begreifen in ſich die für die letztern allgemeingültigen Wahrheiten, oder dasjenige, worin die beſondern Wiſſenſchaften ſich gleich ſind, mit Ausſchließung deſſen, was ihnen als beſondern zukommt. Die allgemeinen ſind entweder abſolut oder relativ allgemein. Es giebt nur eine abſolut allgemeine Wiſſenſchaft, die Philoſophie im engern Sinne, wohl aber mehrere relativ allgemeine, z. B. die philoſophiſche Naturwiſſenſchaft, Staatslehre, Kunſtlehre u. ſ. w.

243

Eine jede Wiſſenſchaft beſteht aus vielen zu einer Einheit verbundenen Kenntniſſen. Vielheit und Einheit ſind alſo die beiden allen Wiſſenſchaften gemeinſamen Eigenſchaften; weder eine einzelne Kenntniß, noch eine bloſe Menge für ſich macht ſchon eine Wiſſenſchaft aus; eine unverbundene Vielheit iſt ein Aggregat, aber kein Ganzes.

Der Inhalt der Wiſſenſchaften wird von den Gegenſtänden hergenommen, worauf ſie ſich be-

ziehen, und iſt zunächſt bedingt durch die Erfahrung, weil alles Wiſſen mit dem Erkennen des Beſondern beginnt, und die rhapſodiſchen Erkenntniſſe früher ſind als die zur Einheit verbundenen, ſo wie die empiriſchen Erkenntniſſe durchaus den rationalen der Zeit nach vorausgehen, obgleich dieſe alles Wiſſen erſt vervollſtändigen und vollenden.

244

Die Anſchauungen, die empiriſchen und rationalen Begriffe, bieten im Allgemeinen den Stoff für die Wiſſenſchaften dar, und die Form der letztern beſteht in der ihren Verhältniſſen zu einander angemeſſenen Verbindung. Ehe man aber die Materialien einer Wiſſenſchaft in die ihnen entſprechende Form bringt, muß man ſie vorbereitet haben, d. h. man muß die anſchaulichen Erkenntniſſe in Begriffe verwandelt haben. Denn da eine Wiſſenſchaft ein Ganzes umfaſſen ſoll, ſo kann ſie ſelbſt nicht aus Anſchauungen, ſondern nur aus Begriffen beſtehen, durch welche das Viele in der Einheit, das Beſondere in ſeiner Regel erkannt, und überhaupt eine Unendlichkeit beſtimmter Erſcheinungen umfaßt wird; das anſchauliche Wiſſen kann ſich blos auf eine Vielheit, niemals aber auf ein Ganzes, oder eine Allheit von Kenntniſſen erſtrecken. Jede Wiſſenſchaft, als ein Ganzes, beſteht alſo aus Erkenntniſſen der Dinge in Begriffen.

245

Aus dem vorigen §. folgt nun, daß jede Wiſſenſchaft zur vollkommenen Erkenntniß der Dinge unzureichend ſey, weil die Begriffe zu allgemein ſind, und daher durch anſchauliche Erkenntniſſe wieder ergänzt werden müſſen; denn zum vollſtändigen und lebendigen Wiſſen gehört die Wechſeldurchdringung des Allgemeinen und Beſondern; das Beſondere aber kann nicht ſelbſt in die Wiſſenſchaft aufgenommen werden, weil es ein unbeſtimmbar Vieles, und deßwegen nicht zu Vollendendes iſt; aus der unendlichen Menge deſſelben können höchſtens einzelne Fälle als Beiſpiele mit dem Allgemeinen verbunden werden. Es iſt dieß einmal das Loos der Wiſſenſchaften, daß ſie als ſelbſtſtändige Ganze nur aus Begriffserkenntniſſen beſtehen können, und daher einſeitig ſeyn müſſen. Der wiſſenſchaftliche Künſtler und der Empiriker können alſo einander nicht entbehren; dieſer verſchäfft die Materialien, jener verarbeitet ſie und führt mit ihnen planmäßig den Bau auf.

246

Wenn der Stoff für eine Wiſſenſchaft bereitet, und die mannigfaltigen ihr angehörigen Begriffe gebildet ſind, ſo beginnt das Geſchäft der Vereinigung derſelben zur Einheit eines Ganzen, und die in dieſer Rückſicht zu befriedigenden Forderungen ſind folgende:

1) Allen Theilen einer Wiſſenſchaft muß eine leitende Idee zu Grunde liegen, in welcher alle beſondern Begriffe ſich gleich ſind; ſie iſt die Grundlage und der Schlußſtein, ſo wie das gemeinſchaftliche Band aller einzelnen Erkenntniſſe; das Bewußtſein dieſer Idee wird nur durch das ſorgfältigſte Studium der beſondern Theile der Wiſſenſchaft geweckt.

2) Es iſt nicht genug, das Uebereinſtimmende und Gleichartige in den zu einer Wiſſenſchaft gehörigen Begriffen zu erkennen, man muß auch das Verſchiedene unter denſelben einſehen, und daſſelbe bezeichnen; denn bei dem Verſchiedenen die Einheit, und bei der Einheit die Verſchiedenheit zu erkennen, gehört zum vollkommenen Wiſſen.

3) Die Verbindung der verſchiedenen Erkenntniſſe zur Einheit richtet ſich nach dem objektiven Zuſammenhange der Gegenſtände, worauf ſie ſich beziehen; dieſe müſſen alſo zuvor einzeln und nach ihrer wirklichen Verkettung unter einander erforſcht werden, um die der Begriffe damit in Uebereinſtimmung zu bringen. Nichts iſt der Natur der beſondern Wiſſenſchaften mehr entgegen, als wenn man ſie in eine und dieſelbe Form zwingen, und nach denſelben Regeln und Eintheilungen behandeln will, da doch jede die Geſetze ihres architektoniſchen Baues in ſich ſelbſt trägt.

4) Eine Wiſſenſchaft ſoll vollſtändig ſeyn, d. h. alle Hauptbegriffe der zu ihrem Umfange gehörigen Gegenſtände enthalten, ſo daß alles Beſondere von ihr umfaßt wird. Nicht nur die Grund-Idee ſoll ſich auf alle Theile erſtrecken, ſondern auch die beſondern unter ihr enthaltenen Begriffe ſollen ihrem Umfange entſprechen.

247

Eine dieſen Forderungen genügende Wiſſenſchaft nennt man gewöhnlich ein Syſtem. Da das Syſtematiſche vorzugsweiſe durch die Form oder Darſtellungsweiſe bedingt iſt, ſo iſt noch im Beſondern anzugeben, wie man den im vorigen §. angegebenen Bedingungen entſprechen könne.

Die Darſtellung, wie die Erforſchung des Wahren muß den Geſetzen des Verſtandes gemäß geſchehen, und beide ſind Wirkungen des dialectiſchen Verſtandesgebrauchs; ſie haben zum Zwecke, Wahrheit, Gründlichkeit und Zuſammenhang in das Wiſſen zu bringen, um ſelbſtſtändige Einſicht und Deutlichkeit zu befördern; dazu dienen nebſt den ſchon früher angegebenen Bedingungen die Beſtimmungen (Definitionen), Eintheilungen (Diviſionen), und Beweiſe der Begriffe und Erkenntniſſe; alle drei beruhen auf eigenthümlichen Regeln, welche nun näher betrachtet werden ſollen.

248

Einen Begriff beſtimmen heiſt: ſeine weſentlichen Merkmale vollſtändig, deutlich und kurz

in der Form kathegoriſcher Urtheile angeben; den zu beſtimmenden Begriff nennt man Definitum. Die Regeln einer gültigen Definition ſind folgende: 1) das Definitum und die Definition müſſen Wechſelbegriffe ſeyn, einer muß an die Stelle des Andern geſetzt werden können, oder: die Definition darf weder weiter noch enger als das Definitum ſeyn.

2) Die Definition ſoll nur die weſentlichen nicht zufälligen Merkmale eines Begriffs ausdrücken, und zugleich deutlicher als das Definitum ſeyn.

3) Da die Definition der Erkenntnißgrund des Definitum iſt, ſo darf dieſes nicht wieder unter die Merkmale der Definition aufgenommen werden.

4) Die Definition ſoll auf eine poſitive nicht negative Weiſe das Weſen des Begriffs bezeichnen.

5) In der Definition darf man keine Merkmale gebrauchen, zu deren Definition das Definitum wieder gehört.

249

Das Definiren der Begriffe begründet nicht ihre Wahrheit, ſondern macht ſie nur verſtändlich und deutlich; es iſt blos da möglich, wo ein Begriff ſich einem höhern Begriffe unterordnen läßt, der dann durch die ſpezifiſchen Merkmale des Definitum beſtimmt wird. Es müſſen alſo die

unterſcheidenden Merkmale und zugleich der nächſt höhere Begriff, in deſſen Sphäre das Definitum ſich befindet, angegeben werden; denn durch die Definition ſoll zugleich dem Begriffe die Stelle angewieſen werden, welche er in einer allgemeineren Begriffs-Sphäre einnimmt; würde er nun einem entfernteren Allgemeinen untergeordnet, ſo wäre ſeine eigentliche Stelle in der ganzen Sphäre der Begriffe nicht genau angegeben.

Das Urſprüngliche und Erſte im Wiſſen läßt ſich alſo nicht definiren, weil hier kein höherer Begriff als Erkenntnißgrund vorausgeht; jede Definition gründet ſich auf die Wahrheit vorausgeſetzter Begriffe, und auf das Verhältniß der beſonderen Merkmale zu denſelben.

Durch die Definition wird blos logiſch erklärt, wie ſich gewiſſe Begriffe zu einander verhalten; zu wiſſenſchaftlichen Darſtellungen ſind ſie deswegen ſehr zweckdienlich, weil ſie ſowohl den Gattungsbegriff, als deſſen Beſtimmung durch ſpezielle Merkmale ausdrücken, und man alſo durch ſie ſowohl die Einheit als Verſchiedenheit der einzelnen Begriffe unter einander kennen lernt.

250

Man unterſcheidet Nominal- und Real-Difinitionen. Unter jenen verſtehen manche Logiker ſolche, welche blos den Sinn eines Worts

erklären, übrigens unbeſtimmt laſſen, ob einem ſolchen Worte eine wirkliche, objective Bedeutung zukomme; unter dieſer aber ſolche, welche die Merkmale eines wahren und gültigen Begriffs entwickeln. Andere dagegen nennen eine Wortbeſtimmung diejenige, welche nur das Wort als Bezeichnung eines Gegenſtandes erklärt; eine Sachbeſtimmung aber die, welche das verborgene Weſen eines Begriffs durch Zergliederung ſeiner Merkmale kund macht.

251

Man theilt die Definitionen auch ab in analytiſche und ſynthetiſche, und verſteht unter jenen ſolche, wo ein gegebener Begriff in ſeine Merkmale aufgelöſt, unter dieſen aber diejenigen, wo durch die Definition der Begriff erſt erzeugt wird, wie in der Mathematik. Allein betrachtet man beide an und für ſich und ohne Rückſicht auf den Urſprung des Definitum, ſo findet kein Unterſchied unter denſelben ſtatt, indem die Definition ſich jedesmal zu dem Definitum wie die weſentlichen Merkmale eines Begriffs zu dieſem Begriffe ſelbſt verhalten.

252

Es laſſen ſich nur jene Begriffe vollſtändig definiren, deren Inhalt man ganz kennt; dies ſind aber nur die mathematiſchen und rationalen, weil beide Erzeugniſſe des Geiſtes ſelbſt ſind. Nicht ſo iſt es bei den empiriſchen, von denen wir niemals weder wiſſen können, ob wir

alle weſentlichen Merkmale aufgefunden haben, noch auch die weſentlichen von den nicht weſentlichen allzeit zu unterſcheiden vermögen. Zu ihrer Beſtimmung bedient man ſich deswegen der Beſchreibungen, und giebt ſo viele innere und äußere Beſchaffenheiten an, als nöthig ſind, einen Gegenſtand von andern zu unterſcheiden. Von der Definition und Beſchreibung iſt noch verſchieden die Erörterung, worunter man die allmählige Auseinanderſetzung ſo vieler weſentlichen Merkmale eines Begriffs verſteht, als man davon kennt, ohne auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen.

253

Zur Anordnung einer Wiſſenſchaft und zur Erleichterung der Einſicht in das Verhältniß ihrer Theile unter einander trägt die Eintheilung ihrer Begriffe viel bei. Man verſteht darunter die vollſtändige Auseinanderſetzung der Glieder des Umfangs derſelben; der einzutheilende Begriff heiſt Diviſum, die Theile ſeines Umfangs aber Eintheilungsglieder. Da dieſe ſich unter einander wie Artbegriffe eines und deſſelben Gattungsbegriffs verhalten, und ſich alſo theils ähnlich, theils unähnlich ſind, und einander ausſchließen, ſo wird die Eintheilung in der Form eines disjunctiven Urtheils ausgedrückt.

254

Die bei der Begriffseintheilung zu beobachtenden Regeln ſind folgende:

1) Jede Eintheilung muß dem Eintheilungs=grunde gemäß geſchehen; unter dieſem aber verſteht man die beſondere Anſicht oder Beziehbarkeit eines Begriffs, weswegen er in ſo vielfacher Rückſicht kann eingetheilt werden, als er beſondere und verſchiedene Beziehungen oder Anſichten zuläßt. Der Eintheilungsgrund drückt das Merkmal aus, welches alle Eintheilungsglieder mit einander gemein haben.

2) Bei einer jeden Eintheilung darf nur ein Eintheilungsgrund ſeyn.

3) Das Diviſum muß in einem jeden der Eintheilungsglieder ganz enthalten ſeyn, weil es der Gattungsbegriff derſelben iſt.

4) Es müſſen immer zuerſt die nächſten Artbegriffe als die Glieder der Eintheilung angegeben werden; die nächſten Arten des Diviſum ſind aber jene, die nicht noch einem andern Begriffe untergeordnet ſind, welcher wieder nur ein Artbegriff des Diviſum iſt.

5) Die Glieder des Umfangs müſſen vollſtändig angegeben werden, ſo daß ſie zuſammen dem ganzen Umfange gleich ſind; es dürfen nicht zu viele und nicht zu wenige ſeyn.

6) Die Eintheilungsglieder müſſen ſich beigeordnet, und es darf keines dem andern untergeordnet ſeyn.

7) Das Diviſum darf nicht unter den Eintheilungsgliedern vorkommen.

255

Wenn man die Eintheilungsglieder wieder eintheilt nach demſelben Eintheilungsgrunde, ſo nennt man es eine Unterabtheilung, und das eingetheilte Glied heiſt Subdiviſum. Theilt man aber denſelben Begriff nach verſchiedenen Eintheilungsgründen ein, ſo nennt man es Nebenabtheilungen. Die vollſtändige Darſtellung aller möglichen Neben- und Unterabtheilungen eines Begriffs nennt man gewöhnlich ein Schema, Stammbaum, und bei einer Wiſſenſchaft den Grundriß.

256

Außer den im §. 254 enthaltenen Regeln laſſen ſich keine allgemeinen Kriterien feſtſetzen, nach welchen man die Richtigkeit der Eintheilungen prüfen könnte; ſie iſt jedesmal bedingt durch die Natur der Gegenſtände, worauf ſich die Begriffe beziehen, und bevor man dieſe nach ihrem Umfange und Verhältniſſe zu einander kennen gelernt hat, kann man auch keine gründliche Eintheilung ihrer Begriffe vornehmen. Die zweigliedrige Eintheilung nach dem ſogenannten Prinzip des Widerſpruchs erweitert und verdeutlicht die Kenntniß des wirklichen Umfangs der Begriffe ſehr wenig. Eben ſo wenig läßt ſich im Allgemeinen beſtimmen, wie weit ſich die Neben- und Unterabtheilungen eines Begriffs erſtrecken, indem dieſes auch nur durch die objective Be-

ſchaffenheit der zu dem Begriffe gehörigen Gegenſtände bedingt iſt.

257

Bei der Darſtellung eines wiſſenſchaftlichen Ganzen iſt zuerſt auf die Wahrheit der dazu gehörigen Erkenntniſſe zu ſehen; die andern Zwecke, z. B. Ordnung, Angemeſſenheit des Ausdrucks und Deutlichkeit ſind als untergeordnete zu betrachten. Wie aber die Wahrheit der einzelnen empiriſchen und rationalen Erkenntniſſe auszumitteln ſey, iſt ſchon früher dargethan worden; um ſie aber in einem Syſteme ſo darzuſtellen, wie ſie unter einander objectiv verbunden ſind, und daß ſie von Andern auch eingeſehen werden können, bedarf es wie bei der Erforſchung ſelbſt einer dialectiſchen Methode, von welcher das ſo genannte Beweiſen der aufgeſtellten Behauptungen einen vorzüglichen Theil ausmacht. Denn die Wahrheit einer Erkenntniß iſt entweder für ſich einleuchtend, oder nicht; im erſten Falle ſind Verſtehen und überzeugt ſeyn eins, im zweiten aber ſind ſie getrennt, und ihre Verbindung vermitteln, nennt man beweiſen, welches, wie aller Verſtandesgebrauch auf gewiſſe Regeln gegründet iſt.

258

Noch ungewiſſe Erkenntniſſe beweiſen, heiſt ſie in einen nothwendigen Zuſammenhang mit einer oder mehrern andern ſchon gewiſſen Er-

kenntniſſen bringen, oder: ihre Wahrheit aus andern ſchon eingeſehenen Wahrheiten darthun. Alles Beweiſen ſetzt daher das Prinzip voraus: das müſſe wahr ſeyn, was mit einer Wahrheit nothwendig verbunden iſt, und das falſch, was einer ausgemachten Wahrheit widerſtreitet, oder was mit falſchen Sätzen nothwendig zuſammenhängt. Um alſo Beweiſe führen zu können, muß man ſchon im Beſitze gewiſſer Wahrheiten ſeyn, welche die Beweisgründe heißen. Zu jedem Beweiſe gehört alſo 1) ein Beweisgrund, und 2) eine nothwendige Verbindung des zu Beweiſenden mit dem Beweisgrunde.

259

Die Beweisgründe ſind entweder unmittelbar oder mittelbar gewiſſe Sätze; jene heißen ſchlechthin Grundſätze — Prinzipien — dieſe, obgleich auf jene ſich gründend, vertreten bei dem Beweiſen die Stelle der Grundſätze. Es muß unmittelbar gewiſſe Wahrheiten geben, weil es ſonſt auch keine mittelbar gewiſſe, demnach gar keine geben würde. Das Beweiſen und Ableiten der Erkenntniſſe kann nicht in's Unendliche rückwärts gehen, weil in dieſem Falle alles ungewiß ſeyn würde.

Die abſolut gewiſſen Wahrheiten ſind im Allgemeinen zweifacher Art, entweder empiriſch oder rational, ſinnliche Anſchauungen, oder nothwendige Ideen des Geiſtes, welche für den, der

ſie verſteht, eben ſo gewiß ſind, als die Sinnesanſchauungen; ſie haben ihre Bekräftigung in ſich ſelbſt, und wer ſich ihrer bewußt wird, weiß zugleich, daß er unbedingt oder unmittelbar wiſſe; denn die Wahrheit hat kein anderes Kennzeichen, als das Bewußtſein ihrer ſelbſt, und daß der Geiſt im Beſitze ſolcher wahren Ideen ſey, iſt für ihn eben ſo gewiß, als das Bewußtſein ſeiner ſelbſt.

260.

Die Wahrheit der problematiſchen und eines Beweiſes fähigen Erkenntniſſe iſt nicht durch die Beweiſe, ſondern durch das Weſen der Erkenntniſſe ſelbſt bedingt, oder: die Wahrheit der Erkenntniſſe liegt in dieſen ſelbſt, nicht in den Beweiſen. Dieſe dienen nur dazu, auf die in den Sätzen ſchon an und für ſich ſelbſt liegende Wahrheit aufmerkſam zu machen, das Verſtändniß und die Ueberzeugung davon zu begründen, und gehört demnach der wiſſenſchaftlichen Methode an. Daraus folgt aber auch, daß das Beweiſen ſich richten müſſe nach der innern Beſchaffenheit der Erkenntniſſe, und ihrer weſentlichen Verbindung unter einander; denn es iſt nichts anders, als die logiſche Methode, die wirkliche Einheit und Verbindung, oder den Widerſtreit unter den Erkenntniſſen verſtändlich nachzuweiſen, um die Einſicht in dieſelben zu erleichtern, oder hervorzubringen. Die For-

men, welche der Verſtand dazu gebraucht, nennt man Schlußformen; da dieſe aber, wie früher gezeigt ward, ſich nach den möglichen Verbindungen der Erkenntniſſe unter einander richten, ſo giebt es auch nur ſo viele logiſche Beweisarten, als Schlußformen.

261

Allem Beweiſen liegt die Idee zu Grunde, daß unter den wahren Erkenntniſſen eine innere Verbindung ſtatt finde, und man ſich von der Wahrheit der einen überzeugen könne, wenn man ihre Verwandtſchaft mit andern wahren auffinde. Der Wahrheit iſt der Irrthum entgegengeſetzt, welcher nie ein Glied in der Kette wahrer Erkenntniſſe ſeyn kann; wohl aber kann ein Irrthum wieder der Grund anderer Irrthümer ſeyn, und dieſe zuſammen können unter ſich wieder in einem weſentlichen Zuſammenhange ſtehen.

Darauf gründet ſich die Eintheilung der Beweiſe in directe und indirecte — oſtenſive und apagogiſche. — Wird der Zuſammenhang eines noch ungewiſſen Satzes mit einem ſchon gewiſſen geradezu, oder unmittelbar dargethan, ſo iſt der Beweis ein directer; wird aber gezeigt, daß ein Satz mit einem wahren im Widerſpruche ſtehe, und daraus auf ſeine Falſchheit, oder aus der Falſchheit eines Satzes auf die Wahrheit des kontradictoriſch entgegen geſetzten geſchloſſen, ſo nennt

man es einen indirecten Beweis. Die directen ſind den indirecten vorzuziehen, weil dieſe zwar den Verſtand zum Beifall zwingen gemäß dem Satze des ausſchließenden dritten, aber keine Einſicht in die dem Satze an und für ſich zukommende Wahrheit gewähren.

262

Das Beweiſen problematiſcher Sätze erzeugt leicht den Schein einer objectiven Abhängigkeit der Wahrheiten von einander, die aber meiſtens wirklich nicht ſtatt findet. Daran iſt die Stellung der ſyllogiſtiſchen Figuren Schuld, bei denen die Schlußſätze durch die Prämiſſen bedingt ſind. Allein der Bau dieſer Figuren iſt lediglich ein dialectiſches Mittel, um unſerer Einſicht in das Weſen und die Verhältniſſe unſerer Begriffe zu einander nachzuhelfen, keineswegs aber wird dadurch eine objective Abhängigkeit derſelben rückſichtlich ihrer Wahrheit und Gültigkeit ausgedrückt. Eine Wahrheit erſcheint deswegen von der andern abhängig, weil die Ueberzeugung von der einen angeknüpft wird an die im Bewußtſein ſchon vorhandene Gewißheit einer andern. Hätten wir einen intuitiven Verſtand, d. h. einen ſolchen, welcher das innere Weſen der Begriffe überall ſo durchſchaute, wie die Anſchauungskraft das Erſcheinende und ſinnlich Wahrnehmbare, ſo bedürften wir keine Beweiſe und keine Schlüſſe.

Wie jeder Gegenſtand ſeiner Subſtanz nach durch ſich beſteht, ob er gleich mit andern verwandt und verbunden iſt, ſo verhält es ſich auch mit den Erkenntniſſen; aber dem discurſiv denkenden Verſtand iſt größtentheils nur ein mittelbares Wiſſen möglich.

263

Die ſyllogiſtiſchen Figuren ſind allgemeine Formen, gemäß welchen die bereits erkannten Verhältniſſe der Begriffe und Vorſtellungen zu einander deutlich und verſtändlich dargeſtellt werden können. Die Gültigkeit derſelben, als allgemeiner Formen, läßt ſich ſtreng logiſch nachweiſen; allein bei ihrem Gebrauche in Beziehung auf beſtimmte Erkenntniſſe kommt es lediglich auf den Inhalt dieſer letztern und auf ihr Verhältniß unter einander an. Ehe man alſo von jenen Formen zum Behufe des Beweiſens eine Anwendung machen kann, muß man die objective Gültigkeit der einzelnen Begriffe und ihren wechſelſeitigen Zuſammenhang an und für ſich erforſcht haben; ſonſt ſetzt man ſich der Gefahr aus, nach Art der Scolaſtiker im Mittelalter auf leere Spizfindigkeiten zu verfallen, welche daher kommen, daß man ohne anderweitige Unterſuchung die Verhältniſſe der Begriffe durch Hülfe der ſyllogiſtiſchen Figuren zu beſtimmen ſucht.

264

Die Bündigkeit der Beweiſe iſt bedingt durch die Darſtellung des Zuſammenhangs des zu be-

weiſenden Satzes mit dem Beweisgrunde. Die Regeln, welche man darüber gewöhnlich aufſtellt, ſind theils zu allgemein, theils zu einſeitig, und beziehen ſich nur auf die Beweiſe in der Form kathegoriſcher Schlüſſe, wo ein Gegenſtand durch einen ſeiner Gattungsbegriffe beſtimmt, oder eine beſondere Erkenntniß einer allgemeinen untergeordnet wird, nicht aber dann, wenn ein Gegenſtand durch ſpezielle, in dem Gattungsbegriffe nicht enthaltene Merkmale beſtimmt werden ſoll. In dem erſten Falle iſt es nöthig, den Inhalt und Umfang der Begriffe, die Grade ihrer Verwandtſchaft und Unterordnung zu kennen; in dem zweiten aber reicht man damit nicht aus, ſondern man muß die Gegenſtände für ſich erforſchen, um ihre eigenthümlichen Merkmale und dadurch ihre Begriffe zu erkennen.

265

Es iſt noch übrig, von der Darſtellung einer Wiſſenſchaft das Nothwendigſte zu ſagen.

Man kann entweder von dem Allgemeinen beginnen, und zu dem Beſondern fortſchreiten, oder von dieſem ausgehen, und zu jenem ſich allmählig erheben. Es iſt aber nicht gleichgültig, welchen Weg man einſchlage, ſondern es hängt von dem Inhalte der Wiſſenſchaft ſelbſt ab; bei rationalen Erkenntniſſen und ſolchen, deren ganzen Inhalt man auf beſtimmte Begriffe gebracht hat, iſt die ſynthetiſche Methode, nach

welcher man von dem Allgemeinen zu dem Beſondern herabſteigt, zweckmäßiger, als die entgegengeſetzte; ſie erleichtert die Ueberſicht des Ganzen und die Erkenntniß des Einzeln; man kann dann die Erkenntniſſe nach ihren beſondern Verhältniſſen zu einander ordnen, ſo daß die Ueberzeugung von der einen die der andern begründet. Bei empiriſchen Wiſſenſchaften aber iſt es meiſtens der umgekehrte Fall; hier muß man von dem Konkreten ausgehen und durch Analyſis und Abſtraction ſich zu dem Allgemeinen erheben.

266

Die ſynthetiſche Methode iſt am leichteſten anzuwenden bei jenen Wiſſenſchaften, welche nach Inhalt und Form Erzeugniſſe des frei denkenden Geiſtes ſind, z. B. bei der Matheſis, Logik, Staatslehre; hier kann man das Ganze überſchauen, die allgemeinen Grundſätze aller beſondern Erkenntniſſe leicht gewinnen, und von jenen zu dieſen in der Darſtellung fortſchreiten. Die analytiſche Methode aber iſt bei den Wiſſenſchaften vorzuziehen, deren Gegenſtände dem Verſtande gegeben, und deren Erkenntniſſe ihrem Umfange nach unendlich ſind, z. B. Naturwiſſenſchaft und Menſchenkunde; bei dieſen muß man von dem Beſondern ausgehen, und zu dem Allgemeinen ſich erheben, und nachweiſen, wie aus jenem das letztere ſich entwickelt, wenn man anders Ueberzeugung erzielen will.

267

Allen wiſſenſchaftlichen Darſtellungen müſſen immer Ideen, oder leitende Prinzipien zu Grunde liegen, welche das unſichtbare Band unter allen beſondern Erkenntniſſen ausmachen. Der Bildner einer Wiſſenſchaft kann daher nicht eher an eine Darſtellung ſich wagen, bevor er dieſe errungen hat; ohne ſie kann er höchſtens ein Aggregat von Kenntniſſen ohne innern Zuſammenhang und ohne Einheit zu Stande bringen. Einer Wiſſenſchaft Vollſtändigkeit zu verleihen, ſteht weniger in ſeiner Gewalt, weil die Natur des Gegenſtandes oft widerſtrebt, indem er ſeiner Fülle nach unbegränzt eine endloſe Erweiterung zuläßt. Sind aber einmal die Prinzipien und beſtimmenden Ideen gefunden, ſo ſind ſie zugleich die leitenden Geſtirne zur Entdeckung neuer Erkenntniſſe, und die Werkzeuge zur fortſchreitenden Vollkommenheit; jede neue gewonnene Erkenntniß ſchließt ſich ungezwungen an, und ergänzt und beſtättigt die bereits vorhandenen.

268

Nebſt der einer blos verſtandesmäßigen oder logiſchen Anordnung entſprechenden Darſtellung einer Wiſſenſchaft giebt es auch noch andere Methoden, dieſelbe zu behandeln, und die dabei vorzugsweiſe den beſondern Zweck haben, das Selbſtdenken und Selbſterfinden zu wecken. Es ſind dieſes die Sokratiſch-Platoniſche

oder dialogiſche, und die aphoriſtiſche. Bei jener iſt es weniger auf Vollſtändigkeit des einzelnen Wiſſens, als auf ein gründliches Selbſt- und Nachdenken abgeſehen; ihre Eigenthümlichkeit bringt es ſchon mit ſich, daß ſie ſich auf beſondere Gegenſtände beſchränkt, und durch allſeitige Betrachtung und Beſtimmung derſelben zeigt, wie andere ähnliche Gegenſtände in einem gleichen Geiſte müſſen behandelt werden; ſie hat den großen Vorzug, daß ſie lehrt, wie ſowohl das Beſondere als ſolches vollſtändig und allſeitig beſtimmt, als auch mit den Grund-Ideen alles Wiſſens in Einheit müſſe gebracht werden.

Die aphoriſtiſche Methode beſteht darin, daß man die Reſultate der Forſchung einzeln und ohne logiſche Verbindung darſtellt, und es dem Leſer überläßt, ſowohl die Gründe als die Verbindung der einzelnen Erkenntniſſe unter einander ſelbſt aufzufinden. Wer aber Aphorismen dieſer Art aufſtellen will, muß zuvor auf dem Wege einer gründlichen Forſchung ſie gewonnen haben, nicht aber auf gut Glück und nach Einfällen ſie ſchaffen.

Zweite Abtheilung.

Von den Quellen der Irrthümer beim Erkennen.

269

Der zweite Theil der Dialectik ſoll auf die vorzüglichſten Irrwege aufmerkſam machen, auf welche der menſchliche Geiſt bei ſeinem Nachforſchen zu gerathen pflegt.

Dem wahren Wiſſen iſt das irrige entgegengeſetzt, welches ſo mannigfaltig als das erſte, ja noch vielfältiger ſeyn kann, indem über denſelben Gegenſtand nur ein wahres, aber ein ſehr vielfach falſches Wiſſen möglich iſt. Irrthümer ſind Krankheiten des denkenden Geiſtes, wie die Sünden Krankheiten des Willens; es iſt daher nothwendig, auf ſie aufmerkſam zu machen, und ſie nach Möglichkeit zu entkräften, um dadurch ihren Einfluß auf den menſchlichen Geiſt zu vernichten. Allein wegen ihrer möglichen unendlichen Vielheit laſſen ſie ſich nicht alle aufzählen, um ſie einzeln zu berichtigen, oder jeden bis zu ſeiner Quelle zu verfolgen, um ſeinen Schein und Trug aufzudecken. In der allgemeinen Dialectik läßt ſich von ihnen auch bloß im Allgemeinen ſprechen.

Wie körperliche Krankheiten dadurch am ſicherſten geheilt werden, daß man ihre Urſachen kennen lernt, und unwirkſam macht, ſo werden Irrthümer am gründlichſten dadurch gehoben, daß man ihren Urſprung nachweiſt, und zeigt, wie der ihnen eigenthümliche trügende Schein entſtanden iſt. Da wir nun unſere Unterſuchung auf die Irrthümer im Allgemeinen beſchränken, ſo haben wir auch nur die allgemeinen Urſachen derſelben nachzuweiſen.

270.

Ein Irrthum beſteht in dem Fürwahrhalten einer Vorſtellung, die nicht wahr iſt; der Irrthum verſchwindet alſo, ſobald man ihn einſieht, und wiſſentlich kann und mag Niemand irren; denn könnte der Geiſt wiſſentlich irren, ſo müßte er in einem offenbaren Widerſpruche mit ſich ſelbſt ſtehen können, was unmöglich iſt. Eben ſo wenig mag ein Menſch irren, vermöge der urſprünglichen Wahrheitsliebe, die allen Geiſtern eingeboren iſt. Wenn man von Menſchen behauptet, ſie lieben den Irrthum, ſo iſt dieſes nur zu verſtehen, daß ſie ihm ergeben ſind, ohne ihn als einen ſolchen zu kennen; wohl aber iſt es wahr, daß derſelbe über den Geiſt eine Gewalt ausübe, wie die Sünde; einer erzeugt immer viele andere, und dieſe verfinſtern nach und nach den Geiſt ſo, daß er das Licht des wahren Wiſſens nicht mehr vermißt, ja oft nicht mehr ertragen kann, d. h. ganz unempfänglich dafür wird.

271

Woher entſpringen die Irrthümer? worin beſteht ihr Weſen, und was macht eine Erkenntniß zu einer falſchen? Ein Irrthum iſt nichts Poſitives, ſondern nur eine Negation, d. h. es giebt nicht ein poſitiv falſches Element des Wiſſens, welches daſſelbe verfälſcht, und ſo den Irrthum erzeugt, ſondern die allgemeinen Gründe davon ſind 1) die Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes, kraft welcher er nicht alle Dinge, ſo wie ſie ſind, durchſchauen kann, und Vieles für ihn ſchlechterdings unerkennbar iſt; 2) der Mißbrauch des freien Willens, vermöge welchem der Geiſt, das wahre Weſen eines Gegenſtandes nicht kennend, ſich davon eine beliebige Vorſtellung ſchafft, und glaubt, das Weſen deſſelben dadurch begriffen zu haben. Dieſe willkürlichen Imaginationen an ſich betrachtet ſind nicht falſch, jede drückt vielmehr etwas Poſitives in Bezug auf ſich als Imagination aus; ſie wird erſt dann falſch, wenn der willkürlich denkende Geiſt durch ſie etwas beſtimmt, was dadurch nicht beſtimmt werden kann, z. B. man kann ſich eine geometriſche Figur denken, in welcher die geraden Linien vom Mittelpunkt aus zu der Peripherie ungleich ſind; dieſe Imagination für ſich iſt nicht falſch, ſie wird es aber, wenn man ſie für einen Kreis hält.

272

Der Hauptgrund aller Irrthümer liegt alſo

in dem freien Willen, indem die bloße Beſchränktheit des Geiſtes für ſich wohl die Urſache von Unwiſſenheit, aber nicht von Irrthümern ſeyn kann; erſt in Verbindung mit dem freien Denken wird ſie eine mitwirkende Urſache. Das uns eingeborne Streben nach Erkenntniß der Dinge, und das Unvermögen, alles zu erkennen, was wir zu kennen verlangen, beſtimmen den mit Freiheit begabten Geiſt, durch ſelbſt geſchaffene Vorſtellungen die Schranken zu erweitern, und dieſe Imaginationen für die wahren Bilder der Gegenſtände ſelbſt zu halten. Daraus ergiebt ſich auch die innere Verwandtſchaft des Irrthums mit der Sünde, indem beide in dem freien Willen gegründet ſind. Wie die Wahrheit ſich zur Tugend, ſo verhält ſich der Irrthum zum Laſter; das als wahr Erkannte wollen, und vollbringen, iſt Tugend; das Falſche und Irrige als ſolches wollen, iſt Sünde und Laſter.

273

Da ein jeder Irrthum nur durch die willkürliche Verwechſelung einer Imagination mit einem Gegenſtande, welchem ſie nicht entſpricht, möglich wird, ſo iſt die ſchaffende Urſache aller Irrthümer der unter dem Einfluſſe des freien Willens reflectirende Verſtand; denn dieſer allein bezieht Vorſtellungen auf Gegenſtände, und beſtimmt dieſe durch jene; ihm allein kommt es zu, Vorſtellungen mit einander willkürlich zu verbinden, und Verhältniſſe unter ihnen feſtzu-

ſetzen, welche wahr oder falſch ſind. Weder die Vernunft, ſofern ſie als der Inbegriff der Ideen, noch die Sinnlichkeit, ſofern ſie als die Erkenntnißkraft der Sinneswahrnehmungen betrachtet wird, können Irrthümer erzeugen, indem ſie blos den Stoff zu Erkenntniſſen liefern, nicht aber ſelbſt ſolche formell bilden, welches lediglich eine Wirkung des Begriffe zeugenden, und Gegenſtände durch Begriffe beſtimmenden Verſtandes iſt.

274

Wenn alle Irrthümer aus dem willkürlich denkenden Verſtande ſtammen, ſo fragt ſich, wie dieſe Geiſteskraft, die doch auch zugleich der Grund alles wahren Wiſſens iſt, zum Irren verleitet werde? Die veranlaſſenden Gründe dazu ſind vielfältig, und laſſen ſich im Einzelnen nicht alle aufzählen, wohl aber kann man ſie unter gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte bringen, und dieſen gemäß eintheilen; z. B. in ſolche, welche in der Natur des Geiſtes ſelbſt liegen, und in ſolche, welche von Auſſen auf ihn einwirken, und ihn zu Irrthümern verleiten; beide kann man wieder in ſolche eintheilen, welche faſt allen nach wiſſenſchaftlicher Bildung ſtrebenden Menſchen gemein ſind, und in ſolche, die nur beſondern Klaſſen oder Individuen eigen zu ſeyn pflegen. Wir wollen die vorzüglichſten davon nach beiden Geſichtspuncten betrachten.

275

Die dem Verſtande eigenthümliche Wißbegierde treibt ihn an, das Weſen aller Dinge, welche für ihn in irgend einer Beziehung ein Intereſſe haben, zu erforſchen. Allein die Unkenntniß der ihm geſetzten und unüberſteigbaren Schranken, und der rechten zum Zwecke führenden Wege, die Scheue vor Anſtrengung, die Blendung eines trügeriſchen Scheines, die Einflüſſe anderer Seelenkräfte und beſonders der Gemüthbewegungen auf ihn, fremde Meinungen und Beiſpiele, Gewohnheiten und herkömmliche Sitten, alles dieſes und noch vieles Andere haben eine ſo nachtheilige Wirkung auf ihn, daß er Vieles für wahr hält, was falſch, halbwahr oder einſeitig iſt, wodurch oft Irrthümer über ganze Nationen und Zeitalter ſich verbreiten. Andere erben ſich in gewiſſen Ständen, Klaſſen und Familien fort, die Jugend ſaugt ſie ſchon mit der Muttermilch ein, ſie wachſen mit ihr auf, und bleiben herrſchende Denkart durchs ganze Leben.

276

Der Verſtand möchte alles begreifen und erklären, was ihm in der Welt vorkommt; ſtatt aber die eigenthümlichen Beſchaffenheiten der Dinge ſowohl für ſich als nach ihrem Zuſammenhange mit andern in der gehörigen Ordnung und mit dem nöthigen Fleiße zu erforſchen, bil-

det er ſich willkürlich die Erklärungsgründe, und legt ſie den Dingen als objective Gründe unter. So geht es bei wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ſo bei der Beurtheilung der Lebensereigniſſe, z. B. ſtatt die Ordnung der Naturgeſchöpfe erſt durch Induction und Analogie zu erforſchen, dringt man ihnen eine erdichtete auf, und beſtimmt eine Stufenfolge unter denſelben, von welcher die Natur ſelbſt nichts weiß, man bildet ſich Aehnlichkeiten ein, die nicht vorhanden ſind, um nur eine große Menge unter e i n e n Begriff zu bringen; man urtheilt über Menſchen und ihre Handlungen vorſchnell ab, ohne ſich vorerſt die Mühe gegeben zu haben, ſie nach ihren Gründen und Beziehungen kennen zu lernen. Der Menſch läßt nicht gern etwas unbeſtimmt, er will über alles, was ihm vorkommt, eine entſchiedene Meinung haben, um damit fertig zu ſeyn, weil ihn jede Ungewißheit quält.

277

Hieher gehört z w e i t e n s die Sucht, allen Dingen einen beſtimmten Zweck unterzulegen, den man ſich ebenfalls meiſtens beliebig einbildet; ſie iſt eben ſo gewöhnlich bei den Erſcheinungen der Natur= als Menſchenwelt, und die daraus entſpringenden Irrthümer haben mit den im vorigen §. erwähnten eine gemeinſame Wurzel. Man dichtet der Natur Zwecke an, die ſie nicht kennt, man legt den Handlungen der

gleichen unter, an welche die Menſchen nicht gedacht haben, und die vielleicht ihrer ganzen Denkart widerſtreiten. Die erdichteten Endzwecke müſſen auch öfters die Stelle der Erkenntniß des eigenthümlichen Weſens der Dinge vertreten, und werden deswegen von denen am häufigſten erſonnen, welche ſich am wenigſten mit der mühſamen Erforſchung der Natur der Dinge befaſſen mögen. Endlich wird bei der Beſtimmung der Naturgegenſtände der Zweck meiſtens von ihrer Beziehung auf den Menſchen hergenommen, woher dann die Begriffe von guten und böſen, nützlichen, ſchädlichen und zweckloſen Dingen kommen.

278

Ein anderer dem menſchlichen Verſtande gewöhnlich eigenthümlicher Grund von mancherlei Irrthümern iſt der Hang, vom Einzelnen ſogleich zu dem Allgemeinſten emporzuſteigen, und daraus die dazwiſchen liegenden Erkenntniſſe abzuleiten, oder überhaupt, vom Allgemeinſten auszugehen, und darnach alles Beſondere zu beſtimmen. Statt vom Beſondern anzufangen, und aus dieſem nach und nach das immer Allgemeinere zu entwickeln, überſpringt der Verſtand gern alle Mittelreihen, und ſchafft ſich ſelbſt allgemeine Begriffe, welchen er dann vieles Andere oft auf die gezwungenſte Weiſe unterordnet. Solche allgemeine Sätze gründen ſich mei-

ſtens auf eine oberflächliche Erfahrung einiger Umſtände, die man gleich in Prinzipien verwandelt, und als Maßſtab der Beurtheilung anderer verwandten Erkenntniſſe gebraucht; ſolche einſeitig geſchaffenen Begriffe ärndten leicht den Beifall der Menge ein, weil ſie von wenigen bekannten Erſcheinungen abſtrahirt ſind, die allen Menſchen gleich einleuchten, und ſie befriedigen alle oberflächlichen Denker gar ſehr, weil ſie ohne Mühe mit allen Dingen zwiſchen Himmel und Erde damit ins Reine kommen.

Die dagegen auf die rechte und einzig gründliche Weiſe aufgefundenen Prinzipien und allgemeinen Begriffe, welche aus vielen und verſchiedenen Erfahrungen mit der nöthigen Umſicht und möglichen Vollſtändigkeit geſammelt ſind, können viel weniger auf allgemeinen Beifall rechnen, weil ſie außer dem Horizont der meiſten Menſchen liegen, und eine gründliche Kenntniß der Dinge vorausſetzen; ſie fallen daher wie Paradoxien auf, und bleiben unbeachtet oder werden verhöhnt.

279.

Die drei erwähnten Urſachen der Irrthümer erzeugen in ihrer Vereinigung eine vierte, welche darin beſteht, daß man im Beſtreben, unter willkürlich und einſeitig gebildete Begriffe eine Vielheit von Erſcheinungen zu faſſen, um ſich eine recht univerſelle Denkart anzueignen, die

individuellen Eigenſchaften der Dinge nicht nur überſieht, ſondern ſogar verkennt und mißhandelt. Man ſchafft ſich gewiſſe Ideale vom Guten und Böſen, von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, und wendet ſie ohne Berückſichtigung und gebührende Würdigung des Eigenthümlichen der Dinge überall an. Auf dieſe Art wird das Edle verkannt, und das Gemeine überſchätzt; man möchte alle Verſchiedenheit vertilgen, und die einem Begriffe in gewiſſer Beziehung angehörigen Gegenſtände ſo verallgemeinern, daß ſie alle eine Farbe ſpielen und ſich gleich ſind. Aus dieſer Quelle entſpringen z. B. die ſogenannten philoſophiſchen Ideale von einer vollkommenſten Staatseinrichtung, von einem für alle Menſchen unter allen Zonen allgemeingültigen Religionskultus, von allgemeinen Tugend- und Pflichtenlehren; daher kommen die ſchiefen, ungerechten und unverſtändigen Urtheile über die verſchiedenen Charaktere der Menſchen, über das Gute in der Natur- und Menſchenwelt, über die Fort- und Rückſchritte der Völker, Zeitalter und der Menſchheit überhaupt, über die politiſchen Ereigniſſe und ihr Verhältniß zum Ganzen.

280

Ein anderer allgemein wirkender Grund vieler Irrthümer iſt: wenn der Verſtand einmal etwas für wahr angenommen hat, es ſey auf Autorität oder ſubjectiver Meinung, ſo ſucht er alles darnach zu erklären, und die verſchiedenartigſten Erſcheinungen ſollen unter das beliebte Prinzip gebracht werden. Wenn ein Umſtand vorkommt, den man noch nicht beobachtet und gekannt hat, und der mit der angenommenen Meinung im Widerſtreite ſteht, ſo ſucht man

entweder durch eine willkürliche Diſtinction das Prinzip zu retten, oder man iſt dagegen blind, und verwirft ihn als eine Täuſchung oder als ein Vorurtheil. Dieſem gemäß merken ſich die Menſchen immer nur die Fälle, welche ihren Erwartungen entſprechen, nicht achtend jene, welche widerſprechen; überhaupt werden ſie mehr durch das angeregt, was mit ihren Meinungen übereinſtimmt, als von dem Gegentheil. Darauf gründet ſich der Glaube an beſtimmte aſtrologiſche Deutungen u. ſ. w.

281

Eine reiche Quelle von Irrthümern iſt die materialiſtiſche und ſinnliche Denkart vieler Menſchen, kraft welcher ſie Etwas nicht eher für wirklich halten, als bis ſie ſelbiges mit den Sinnen wahrnehmen, oder vielleicht gar betaſten können. Aus dieſem Grunde verweilen ſie bei der Oberfläche der Erſcheinungen, bei dem Sinnlichen, nehmen ſie blos von ihrer leiblichen Seite, und erklären alles aus der Ein- und Gegenwirkung des Körperlichen auf einander. Die überſinnliche Wirkungsweiſe und die innere Geſetzmäßigkeit werden nicht beachtet; wenn gewiſſe Erſcheinungen ſich nicht nach ſolchen grobſinnlichen Anſichten begreifen laſſen, ſo werden ſie für Täuſchungen und Wirkungen der Einbildungskraft und des Aberglaubens gehalten, z. B. der Inſtinct der Thiere, die Antipathie und Sympathie, Somnambulismus, animaliſcher Magnetismus, außerordendliche Wirkungen des Glaubens und Vertrauens, der Religioſität u. ſ. w.

Dieſe ſinnliche Denkweiſe zeugt wieder andere Irrthümer bei andern Menſchen, indem ſie den überſinnlichen Gegenſtänden ſinnliche Bilder

unterlegen, und ſie nach den Verhältniſſen der ihnen bekannten Sinnenwelt beſtimmen, z. B. die Geiſterwelt, das künftige Leben, die Gottheit und ihr Verhältniß zu dieſer Welt, u. ſ. w.

282

Zu einer unüberſehbaren Menge von Irrthümern giebt die **Sprache** die Veranlaſſungen, und zwar aus verſchiedenen Rückſichten.

Die Sprache, der Inbegriff der Bezeichnungen unſerer Gedanken, beſteht größtentheils aus Abſtractionen, oder Bezeichnungen der Begriffe, welche nicht zureichen, die Gegenſtände nach ihren individuellen Beſchaffenheiten zu beſtimmen, ſondern meiſtens nur das Allgemeine, und auch dieſes blos einſeitig ausdrücken. Wenn nun das Beſondere ſoll verſtändlich gemacht werden, ſo ſind Mißverſtändniße unvermeidlich, weil die möglich genaueſte Bezeichnung eines beſondern Gegenſtandes mittelſt der Sprache der unmittelbaren Erkenntniß deſſelben nicht gleich kommt. Nebſtdem verſtehen die wenigſten Menſchen eine Sprache ſo durchaus, daß ſie die angemeſſenen Ausdrücke zur Bezeichnung der Dinge wählen und anwenden können.

283

Die Menſchen glauben gewöhnlich, ihr Verſtand gebiete über die Sprache, während dieſe jenem Gewalt anthut. Jede Nation ſpricht, je nachdem ſie denkt, und denkt, je nachdem ſie ſpricht; ſo verſchieden der Geſichtspunkt iſt, in welchem ſie die Sache nimmt, ſo verſchieden bezeichnet ſie dieſelbe. Jener wird alſo in die Sprache übertragen, und dadurch werden das Auge und der Sinn aller Nachfolger an dieſen Geſichtspunkt gleichſam gebunden. Auf dieſe Art

werden Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt; nicht ſelten hängen ſich Nebenvorſtellungen an, entſprungen aus der beſondern Empfindungsweiſe der Völker nnd einzelner Menſchen, nnd wirken ſtärker als der Hauptbegriff.

Wenn nun die Dinge nicht durch Anſchauung, ſondern mittelſt der Sprache bei der Erziehung und dem Unterrichte kennbar gemacht werden, ſo werden die Irrthümer erblich, und die Worte nehmen die Stelle der Dinge ſelbſt ein; ſtatt vorerſt den Gegenſtand zu erkennen, um darnach den Sinn der Worte zu deuten, geht man den umgekehrten Weg, und die dem Worte durch Tradition anklebende Bedeutung dient als Schlüſſel der Erkenntniß des Dinges. Ja die Sprache wird endlich ſelbſt eines der größten Hinderniſſe, die Gegenſtände zu erkennen, indem auch das wahre Wiſſen nur mit den herkömmlichen Worten ſich bezeichnen läßt, und dadurch in ſeiner Bedeutung getrübt wird. Daher kommen die häufigen Streitigkeiten über Worte und Ausdrücke, nnd die größte Gelehrſamkeit ganzer Zeitalter beſtand in dem Scharfſinn, womit ſolche Wortſtreite geführt wurden.

284

Ein großer Theil unſerer Kenntniſſe wird aus ſchriftlichen Werken geſchöpft, welche, wenn ſie auch nicht ſelbſt Irrthümer enthalten, doch durch die unabwendbare Schwierigkeit, den richtigen Sinn aufzufinden, zu vielen Irrthümern Veranlaſſung geben. Um nur den hiſtoriſchen Sinn, d. h. den, welchen der Autor mit ſeinen Worten verbunden hat, auszumitteln, wird oft der Aufwand der geſammten Auslegungskunſt gefordert, und eine reine Ausbeute iſt ſelten mög-

lich, beſonders bei Werken in todten oder fremden Sprachen, wo die Individualität der Zeit, der Nation, der Empfindungs- und Denkweiſe des Schriftſtellers beinahe unmöglich aufgefaßt werden kann. Die Einbildungskraft und das Gefühl der Leſer muß und kann dabei Vieles ergänzen, aber beide haben ihre Gränzen, die ſie nicht überſchreiten können.

285

Wenn aber auch die Bedeutung eines ſchriftlichen Werkes ausgemittelt iſt, ſo bleibt noch übrig, dieſe ſelbſt zu prüfen und zu unterſuchen, in wiefern ſie als wahr muß angenommen, oder als falſch verworfen werden. Von nun an aber wird man erſt auf den wegloſen und ſturmvollen Ozean der allgemeinen Erforſchung des Wahren getrieben, beſonders bei Wiſſenſchaften, die nicht auf Anſchauung und Erfahrung, ſondern auf Vernunft-Ideen beruhen. Da nun ſehr viele Menſchen aus Scheu oder Ungeübtheit im Denken ſich mit dem fremden Wiſſen begnügen, und an Autorität hängen, wie die Geſchichte dieſes ſogar rückſichtlich philoſophiſcher Gegenſtände beweiſt, ſo werden dadurch Irrthümer aller Art von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt, und nur die wenigſten Leſer machen davon eine Ausnahme, daß ſie prüfend verfahren, und lediglich der eigenen Ueberzeugung huldigen.

286

Die Sprache herrſcht nicht blos über den Verſtand, ſofern ſie ſeine Denkweiſe und Erkenntniſſe beſtimmt; ſie beſchränkt ihn auch in anderer Beziehung. Denn alles Denken geſchieht blos durch Hülfe der Sprache, und beide verhalten ſich wie Weſen und Form, wie Inneres und Aeuſ-

ſeres; der Verſtand kann daher nur ſoviel beſtimmt denken, als er in der Sprache bezeichnen kann, und wofür er keine Ausdrücke hat, das iſt für ihn auch unbeſtimmt, verworren und dunkel. Deswegen läßt ſich ein Gedanke auch nur ſo lange zergliedern, als Worte für ſeine Theilbegriffe da ſind, und eine jede ſoweit erklären, als Verbindungen mittelſt der Sprache ſie in ein helleres Licht ſetzen. Die Sprache hält jederzeit gleichen Schritt mit dem Zuſtande der Geiſteskultur einer Nation; aus dieſem Grunde iſt ſie ein ſehr zweckmäßiges Bildungsmittel für den noch ungebildeten und tiefer ſtehenden Geiſt: allein in anderer Beziehung legt ſie auch dem Geiſte Feſſeln an, und hindert ſeine freie Entwickelung, wenn er in ihr nicht die Formen für die in ihm keimenden und wogenden Gefühle und Erkenntniſſe vorfindet.

287

Andere durch die Sprache veranlaßte Irrthümer ſind, daß 1) durch Worte imaginäre Gegenſtände bezeichnet werden, welchen gar keine Wirklichkeit zukommt, die aber dennoch geglaubt wird, weil einmal die Ausdrücke dafür vorhanden ſind. Beinahe in jeder Wiſſenſchaft giebt es eine Menge ſolcher Ausdrücke, welche lediglich Gebilde der Imagination bezeichnen, z. B. in der Phyſik die vielen Elementarſtoffe der Atomiſtik, die Wirbel des Aethers, der Allfluth, die magnetiſche Subſtanz, Goldmacherkunſt, ſo wie die Ausdrücke Hexerei, Zauberei, Geſpenſt u. ſ. f. 2) Die durch Worte bezeichneten Gegenſtände ſind zwar, werden aber verkannt und mißverſtanden, und man verbindet falſche Bedeutungen damit, z. B. Zufall, Glück,

Inſtinkt. 3) Wofür man noch keine Worte hat, das hält man auch nicht für wirklich; z. B. alle Sprachen ſind ſehr arm, um die wechſelſeitigen, ſinnlich nicht auffallenden aber doch ſehr wirkſamen Einflüſſe der Kraftäußerungen der Dinge auf einander zu bezeichnen.

288

Auch der unreine Wille trübt den Verſtand, und verleitet ihn zu vielen Irrthümern. Wozu den Menſchen die Begierden treiben, das iſt er zu glauben geneigt; was er wünſcht, hält er gern für wahr; daher z. B. der Aberglaube mit ſeinen verſchiedenartigen Zweigen. Leidenſchaften, beſonders die von unſittlicher Art, verfinſtern den Verſtand, und machen ihn dumm; dergleichen Menſchen ſehen nicht, was allen andern unbefangenen klar vor Augen liegt, und glauben wieder viel Anderes zu ſehen, wovon auſſer ihnen Niemand etwas wahrnimmt; ſie greifen deswegen zu den ungereimteſten Maßregeln, und rennen oft in ihr Verderben. Nur ein reiner von Leidenſchaften nicht beunruhigter Wille eignet ſich zur wahren Erkenntniß der Dinge. Die Reinheit und Aechtheit unſers Wiſſens hängt großentheils davon ab, was wir für Menſchen dem Willen nach ſind, z. B. ein verdorbener und unſittlicher Wille kann ſich keine feſte und volle Ueberzeugung von den ſittlichen und religiöſen Wahrheiten verſchaffen, ſie widerſtreiten vielmehr ſeinem irdiſchen Thun und Treiben.

289

Andere den Menſchen gewöhnliche Eigenſchaften hindern ihn nicht weniger, als die zeither erwähnten, an der Erkenntniß des Wahren. Hieher gehören 1) die Scheu vor Anſtreng-

ung, welche ihn abhält, auf ſchwer zu faſſende Gegenſtände den nöthigen Fleiß zu wenden; er begnügt ſich daher mit einer oberflächlichen Erkenntniß, und verachtet zuweilen das tief Gedachte eben deswegen, weil er es nicht begreift. 2) Ein anderer glaubt ſchon mit allem Wiſſen in's Reine und zum Ende gekommen zu ſeyn, und hat es gleichſam geſchloſſen; was mit ſeinen Anſichten übereinſtimmt, oder was er damit vereinbaren zu können glaubt, das läßt er ſich gefallen, was denſelben aber widerſtreitet, verwirft er ohne weitere Prüfung; will man ihn mit Thatſachen belehren, ſo läugnet er ſie entweder ab, oder giebt ihnen eine höchſt gezwungene und ſeinem vermeinten Wiſſen entſprechende Deutung. Dieſe an Irrthümern ſo reiche Sitte gewöhnen ſich beſonders die Zunftgelehrten an, welche gar gern eine geſchloſſene Kaſte und ein oberſtes Gericht über alles mögliche Wiſſen bilden; wer nicht ihren Neigungen ſich unterwirft, wird entweder ein excentriſcher oder unwiſſender Menſch geſcholten.

290

Wieder Andere ſind 3) nur empfänglich für das, was dem Verſtande ſchnell eingeht, auf der Oberfläche liegt, und die meiſten Stimmen für ſich hat; das Gegentheil belächeln ſie als etwas Paradoxes; weil ſie keine eigene feſte Ueberzeugung haben können, ſo richten ſie ſich immer nach der Mehrheit, fürchten, die Meinung der Menge zu beleidigen, und als Sonderlinge zu erſcheinen.

4) Manche lieben vor allem, was die Fantaſie anregt, und fantaſtiſche Gefühle erweckt; mit einigen Ideen und allgemeinen Sentenzen

ein groſſes Gebiet zu umfaſſen, und ſie überall anzuwenden, darin beſteht die Summe ihres Wiſſens. Unmittelbare Wahrnehmungen, treue und genaue Beobachtungen, Erforſchung der individuellen Verkettung der Dinge, welches alles den Verſtand feſſelt, ihn nur langſam vorwärts ſchreiten läßt, verſchmähen ſie als ein gemeines Wiſſen. In dieſen Fehler fallen leicht jene Menſchen, welche ohne Erfahrungen alles nach ihren eingelernten wenigen Prinzipien beurtheilen.

291

Sehr viele Irrthümer werden auch erzeugt, daß manche Menſchen ſich nicht über ihre Individualität zu der objectiven Erkenntniß und Darſtellung der Dinge erheben können, ſondern dieſelben in die ihnen eigenthümliche und beſchränkte Form und Anſicht bringen. Jede Wiſſenſchaft fordert wie jeder Gegenſtand eine ihrer Natur entſprechende Behandlung; wer nun ſeine einſeitige Denkweiſe und Manier nicht aufgeben, und diejenige Univerſalität nicht erreichen kann, welche nöthig iſt, um ſich in die jedem Gegenſtande zukommenden Beſchaffenheiten hinein zu denken, und ſie ſo, wie ſie ſind, auch darzuſtellen, wird ein Idiot oder Pedant, welcher die Gegenſtände widernatürlich oder wenigſtens beſchränkt behandelt.

292

Aus dem im vorigen §. angegebenen Grunde laſſen ſich mancherlei in Wiſſenſchaften herrſchende Irrthümer begreifen, z. B. die Verſchiedenheit und Individualität der Talente erzeugt die Vorliebe für beſondere Wiſſenſchaften, in welchen manche Menſchen ſich ſo verlieren, daß ſie keinen Sinn mehr haben weder für andere

Wiſſenſchaften, noch für die Wiſſenſchaft alles Wiſſens, für die Philoſophie. Daher kommen die übertriebene Schätzung und Geringſchätzung mancher Wiſſenſchaften, indem man dieſelben nicht nach ihrem Zuſammenhange mit andern, und als ergänzende Theile oder Zweige des einen Baums alles Wiſſens betrachtet, ſondern blos in ihrer Abſonderung und nach gewiſſen Eigenthümlichkeiten, die man vorzugsweiſe liebt. Wagen ſich dergleichen einſeitig denkende und gebildete Menſchen an die Philoſophie, ſo muß auch ſie die ihnen beliebte Form ſich aufdringen laſſen, z. B. die Mathematiker wollen ſie nach Art der Matheſis behandeln; die Chymiker und Phyſiker des Mittelalters ſtellten ſie in den Formen dar, nach welchen ſie jene Wiſſenſchaften betrieben; die Myſtiker finden darin nur ihren Myſticismus, den Scolaſtikern und den ihnen Aehnlichen iſt ſie eine mit logiſchen Formen ſpielende Doctrin.

293

Als eine Erſcheinung der Individualität der Talente kann auch angeſehen werden, daß Einige mehr geeignet ſind, das Aehnliche, Andere das Verſchiedene der Dinge zu erkennen; dieſe haben eine größere Fähigkeit zum Analyſiren, jene zum Syntheſiren; jene verlieren über die Theile das Ganze, dieſe über das Ganze die Theile.

Wieder Andere lieben blos das Alte, und Andere das Neue, und nur Wenige ſuchen in Allem ausſchließlich das Wahre auf; dadurch werden die Wiſſenſchaften nicht mehr wiſſenſchaftliche, ſondern geſchichtliche Studien, und ſofern die Zeit das Fürwahrhalten und den Beifall beſtimmt, ſo wird der Unterſchied des Wahren und Falſchen von ſelbſt aufgehoben.

294

Von der Einſeitigkeit der Geiſtesbildung ſind falſche Theorien eine nothwendige Folge, und nirgends werden dieſe häufiger als bei den Philoſophen und den philoſophirenden Gelehrten angetroffen; daher die einſeitigen Empiriker, Rationaliſten, Sophiſten, Sceptiker, Myſtiker und Theoſophen. Die Geſchichte der philoſophiſchen Lehrgebäude von Thales an bis auf die neueſten Zeiten liefert dazu Beiſpiele und Belege im Ueberfluſſe. Die willkürliche Beſchränkung oder Erweiterung unſerer Geiſteskräfte, und das Vorherrſchen der Fantaſie und Einbildungskraft, oder der Mangel der Thätigkeit dieſer Kräfte haben den bedeutendſten Einfluß auf die in jenen Syſtemen herrſchenden Irrthümer.

295

Außer den zeither erwähnten Irrthümern, von denen die beſondere Beſchaffenheit der Geiſteskräfte größtentheils die vorzüglich wirkſame Urſache iſt, giebt es noch viele andere, welche durch äußere Einwirkungen auf den Geiſt erzeugt werden; dergleichen ſind Klima, National- und Familien-Eigenthümlichkeit, Denkart der Zeit, Erziehung, Umgang, Schickſale, Religionsglaube u. ſ. w.

Die Auseinanderſetzung der Wirkungen davon, welche man in den meiſten Kompendien der angewandten Logik aufgeführt findet, werden dem mündlichen Vortrage vorbehalten.

(Gedruckt bei J. Dorbath.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Georg Michael,

Anschauungs- und Denklehre

Bamberg 1818

Ph.sp. 441 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043619-3